[illegible] - Die Ostsee-Provinzen 1880

Subscription [illegible]

Cover
2 in 1

Literarische Beilage

der Karlsruher Zeitung.

Herausgeber: Geh. Archivrath Dr. Fr. von Weech.

№ 45. Karlsruhe, 7. November. 1880.

Die Ostsee-Provinzen im Reformations-Zeitalter.

Ein Vortrag

Von E. Winkelmann

— Heidelberg. —

Wir treten in die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts. Das neue Glaubenslicht, das von Wittenberg ausgegangen war, hatte in den Ostsee-Provinzen verhältnißmäßig leicht Eingang gefunden. Freilich an stürmischen Auftritten in Stadt und Land fehlte es auch dort nicht, aber es ist doch nie zu einem solchen Kampfe gekommen, wie ihn die deutschen Protestanten gegen Kaiser Karl V. durchkämpfen mußten; niemals ist hier der Fortgang der großen Sache ernstlich gefährdet worden. Das ist doppelt wunderbar, wenn wir in Betracht ziehen, daß jene Provinzen einem Staatswesen angehörten, das so zu sagen katholischer war, als irgend ein anderes der damaligen Welt, regiert von einem mönchisch-ritterlichen Orden und einer Anzahl von Bischöfen, deren ganzes Bestehen mit der Fortdauer der römischen Kirche auf's engste verknüpft war. Man sollte also denken, daß der äußerste Widerstand gegen die Reformation für den Orden und für die Bischöfe geradezu eine Lebensfrage gewesen wäre und daß der Gegensatz zwischen den katholischen Landesherren und den protestantischen Unterthanen nothwendig zu den ärgerlichsten Zerwürfnissen hätte führen müssen. Aber von allen diesen Dingen ist nichts geschehen und zwar hauptsächlich aus dem Grunde, weil die katholische Kirche in den baltischen Provinzen eine kernlose Form geworden war, unter deren Schutz rein weltliche Zwecke verfolgt wurden. Wie viele vom Orden sind nicht damals, um eins anzuführen, thatsächlich ihrem Gelübde ungetreu worden, indem sie sich zu Weibern hielten, und doch im Orden geblieben! Wie viele von den Bischöfen hingen nicht im Geheimen oder öffentlich der neuen Lehre an und wollten doch nicht von der bequemen Weise des Lebens lassen, welche ihre Würde ihnen gewährleistete! Es handelte sich in ihren Augen gar nicht so sehr um die Erhaltung oder Herstellung der katholischen Kirche, als allein um ihr persönliches materielles Fortbestehen, und zwar um ihr Fortbestehen unter jeder Bedingung. Die Sache lag so, daß Orden und Bischöfe mit wenigen Ausnahmen gewiß gern sich der Reformation angeschlossen hätten, wenn in der Organisation der protestantischen Kirche Raum für Orden und landesfürstliche Bischöfe gewesen wäre; da dies nicht gut ging, blieben sie selbst auch weiter noch katholisch und wurden von Seiten ihrer Unterthanen ebensowenig darin gestört, als sie diese in der Ausübung des neuen Bekenntnisses störten. Es fehlten hier alle Elemente eines Religionskrieges, der übrigens seit 1526 für die katholische Kirche voraussichtlich hoffnungslos gewesen wäre. Das Klügste war, daß man ruhig geschehen ließ, was man nicht ändern konnte, und zusah, wie die Reformation überall entschieden siegte, am frühesten in den Städten, langsamer bei den Ritterschaften und wenigstens äußerlich bei der Mehrzahl der Bauern! Trotzdem blieb die Regierung in den Händen der katholischen Landesherren, auch dann noch, als am 17. Januar 1554 Religionsfreiheit zugestanden worden war.

Schon sehr früh, zur Zeit des berühmten Ordensmeisters Walter von Plettenberg, hat man daran gedacht, diesem unnatürlichen Verhältniß ein Ende zu machen, etwa so, wie in Preußen, wo der Markgraf Albrecht von Brandenburg den Titel eines Hochmeisters des deutschen Ordens mit dem eines Herzogs von Preußen vertauscht, in seinem nunmehr weltlichen Fürstenthume die lutherische Reformation eingeführt und sich und sein Land in den Schutz des damals sehr mächtigen Königs von Polen gestellt hatte. Daß Plettenberg nicht Aehnliches gewagt hat, ist ihm von einem der neuesten Geschichtschreiber der Ostsee-Provinzen zum großen Vorwurfe gemacht worden, wie ich glaube, sehr in Uebereilung. Denn Plettenberg gehörte noch zu den wenigen Ordensrittern, die aufrichtig in ehrlicher Ueberzeugung und mit ganzem Herzen der katholischen Kirche und ihrem Orden anhingen. Er war überdies gewiß nicht der Mann zu einer so tiefgreifenden Umwälzung, welche man ihm zumuthete, und vor allen Dingen: die Verhältnisse in Livland sind doch ganz andere und viel verwickelter gewesen, als in Preußen.

Während es in Preußen nur einen einzigen Fürsten gab, nämlich den Hochmeister, der sich in einen Herzog verwandelte, stellen die baltischen Provinzen im Mittelalter ein getreues Abbild der unseligen politischen Zersplitterung des deutschen Reiches dar, dem sie officiell angehörten. Denn nicht nur der Ordensmeister war princeps, d. h. Fürst des römisch-deutschen Kaiserreiches, sondern auch der Erzbischof von Riga und die Bischöfe von Dorpat, Oesel und Kurland; ja sogar der Bischof von Reval, der niemals ein besonderes Fürstenthum, sondern immer nur große Landgüter in Wierland und Harrien gehabt hat, fing zur Zeit der Reformation an, den Fürstentitel zu gebrauchen und dadurch die Souveränetät zu beanspruchen, die ihm nicht im Geringsten zukam. Den übrigen Bischöfen war sie durch das ganze Mittelalter vom Orden bestritten, aber nie auf die Dauer entrissen worden. Was man also gewöhnlich den livländischen Ordensstaat nennt, war staatsrechtlich gar nicht ein Staat, sondern ein Komplex von fünf mehr oder weniger selbständigen Fürstenthümern, ein römisches Reich deutscher Nation im Kleinen. Die Kopie wird seinem Urbilde noch ähnlicher erscheinen, wenn wir bedenken, daß in jenen einzelnen Staaten die Ritterschaften durch Erblichkeit ihrer Lehensgüter, durch besondere Gerichtsverfassung und andere Rechte fast Staaten im Staate bildeten, daß auch die größeren Städte, wie Riga, Reval und Dorpat nahezu selbständig waren und etwa so zu ihrem Landesherrn standen, wie die deutschen Reichsstädte zum Kaiser, daß in den Städten wieder die verschiedenen Korporationen eben so viele kleine Gemeinden bildeten. Es war in allen Verhältnissen die größtmögliche Freiheit des

Einzelnen auf Kosten der Gesammtheit erreicht worden. Freilich waren die Fürstenthümer und in ihnen die verschiedenen Stände durch die Bande einer Nationalität und Sprache, durch Handel und Verkehr, durch manche gemeinsame Gesetze und Einrichtungen an einander gekettet, durch gemeinsame Gefahr auf einander angewiesen; freilich wurden seit 1424 gemeinschaftliche Landtage gehalten, auf denen die Ordensgebietiger, die Bischöfe und Domkapitel, die Ritterschaften — diese durch Bevollmächtigte — und seit 1430 auch die drei größeren Städte vertreten gewesen sind, aber auch diese gemeinschaftlichen Landtage, an sich schon eine ungefüge Einrichtung, die indessen einer weiteren Ausbildung fähig war, wir sind ihnen das betrübende Zeugniß schuldig, daß auch sie kein besseres Resultat hatten, als die deutschen Reichstage seligen Andenkens: es wurde viel gesprochen, noch mehr geschrieben, aber wenig ausgeführt, es wurde häufig Frieden geschlossen und selten gehalten; mit einem Worte, auch die gemeinschaftlichen Landtage der Ordenszeit sind nicht im Stande gewesen, die Uebelstände der vielköpfigen Herrschaft und der ständischen Autonomie wieder gut zu machen und in sich die Einheit darzustellen, die sonst nirgends zu finden war. Der der Einheit widerstrebende Trieb nach Absonderung ist so tief eingewurzelt gewesen, daß er selbst in den Zeiten der schrecklichsten Noth nicht zum Schweigen gebracht werden konnte, auch den Verlust der nationalen Selbständigkeit überdauerte und, die Wahrheit zu sagen, noch der baltischen Neuzeit häufig einen bittern Beigeschmack von Mittelalter verleiht. Wenn aber jene Verhältnisse so sehr mit dem ganzen politischen Leben verwachsen waren, können wir billig zweifeln, ob im 16. Jahrhundert irgend Jemand mächtig genug war, ihrer noch Meister zu werden; Plettenberg, dem man den Rath gab, sich selbst zum weltlichen Fürsten zu machen, war es am wenigsten. Als Ordensmeister hätte er außer jenen vielfachen Selbständigkeiten auch noch die Opposition seiner Ordensbrüder brechen müssen, von denen keiner seinen großen oder kleinen Antheil an der Ausbeutung der Herrschaft aufgeben wollte; er hätte fremde Hilfe anrufen und diese, wie es schließlich ja geschehen ist, mit einer weiteren Zersplitterung des Landes bezahlen müssen. Man sollte also endlich einsehen, daß im 16. Jahrhundert die Umwandlung des livländischen Ordens- und Bischofstaates in ein weltliches Fürstenthum auf friedlichem Wege geradezu eine Unmöglichkeit war, oder daß sie eine Unmöglichkeit war, das ist die Schuld und das ist das Unglück des baltischen Deutschthums gewesen.

Das Unglück war für die baltischen Provinzen größer, als für Deutschland unter ähnlichen Verhältnissen, weil dort das herrschende Deutschthum nicht die große Masse der Bevölkerung hinter sich hatte, sondern nur durch einen verschwindend kleinen Bruchtheil derselben vertreten war; die Deutschen waren dort stets nur Kolonisten gewesen in undeutschem Lande und sie sind es geblieben bis auf den heutigen Tag. Es liegt nun freilich gänzlich außerhalb der Grenzen unserer heutigen Aufgabe zu erörtern, weßhalb es so gekommen ist; doch mag es gestattet sein, kurz meine Ansicht auszusprechen, daß die ständischen und socialen Verhältnisse nur zum geringen Theile dazu mitgewirkt haben, vielmehr aber der Umstand, daß überhaupt die Zahl der Eingewanderten im Verhältniß zur Zahl der Eingebornen viel zu klein war und besonders, daß sich dort wegen der großen Entfernung von der Heimath niemals ein deutscher Bauernstand angesiedelt hat. Ob man in den früheren Jahrhunderten je daran gedacht hat zu germanisiren, wollen wir dahin gestellt sein lassen, aber es liegt auf der Hand, daß man es nie gekonnt hat. Genug, das Deutschthum der Ostsee-Provinzen blieb nur Kolonie und hatte als solche alle Gefahren einer kolonialen Existenz zu überwinden, die durch die vorher geschilderte politische Zerrissenheit nicht wenig vermehrt wurden. Da ward es doppelt nöthig, daß die Verbindung mit dem an Hilfsquellen reichen Mutterlande recht lebendig blieb, und fast könnte es scheinen, als sei man in dem letzten halben Jahrhundert des Ordensstaates erst der Nothwendigkeit und Förderlichkeit einer solchen Wechselwirkung zwischen Mutterland und Kolonie recht bewußt geworden. Aber es scheint auch nur so; in Wirklichkeit haben die livländischen Landesherren und Stände mit bewundernswürdiger Geschicklichkeit sich stets den Anforderungen und Lasten des deutschen Reiches zu entziehen gewußt; Türkensteuer und Kreistruppen könne man ihnen doch nicht zumuthen, da sie zum Besten des Reiches fortwährend gegen die »ungläubigen Muskowiter«, wie der Russe in dieser Zeit immer genannt wird, auf der Wacht stehen müßten. Als später Iwan Wassiliewitsch vom Dorpater Bisthum einen Tribut verlangte, war ein Hauptgrund, den der Bischof gegen die Zahlung desselben vorbrachte, der, daß dann auch der römische Kaiser Steuern verlangen würde. Sich durch Theilnahme an den öffentlichen Lasten die Sympathie und die entsprechende Unterstützung Deutschlands zu verdienen, daran hat man nicht gedacht, sondern nur dann, wenn es galt, vom Mutterlande Beistand und Schutz zu erhalten, dann wurde wieder aus der Rumpelkammer staatsrechtlicher Gelehrsamkeit die Zugehörigkeit der baltischen Provinzen zum deutschen Reich hervorgeholt und mit schönklingenden Redensarten dem Kaiser und dem Reichstage in's Gedächtniß gerufen. Darum war es wohl eine harte, aber keine unverdiente Strafe für diese einseitige und wenig patriotische Auffassung des Kolonialverhältnisses, daß inzwischen auch das Mutterland in eine solche Verfassung gerathen war, die es ihm unmöglich machte, seine hilfreiche Hand den Hilfebittenden zu reichen, ja daß nicht einmal der gute Wille dazu vorhanden war. Die Ostseeprovinzen mußten es erfahren, daß der deutsche Kaiser sie mit ihrem Hilfegesuch geradezu auf Polen, Schweden und Dänemark verwies. Kurz, die Ostseeprovinzen haben theils durch eigene Schuld, theils durch andere von ihnen unabhängige Umstände kaum je einen nennenswerthen Vortheil von der politischen Verbindung mit Deutschland gehabt; anders aber ist es mit den geistigen Beziehungen zwischen Kolonie und Mutterland, die immer gepflegt worden sind und auch unter den gänzlich veränderten Verhältnissen der Neuzeit kräftig fortgedauert haben. Es wäre eine der dankenswerthesten Aufgaben, die ein baltischer Historiker sich stellen könnte, wenn er dieselben durch die Reihe der Jahrhunderte hindurch im Einzelnen verfolgen wollte; er würde zunächst zu zeigen haben, wie die Deutschen in den Ostseeprovinzen Schritt für Schritt den sittlichen, geistigen und kirchlichen Bewegungen Deutschlands gefolgt sind; er müßte dann auch der unendlichen Zahl derjenigen Männer gedenken, die, von Deutschland herübergekommen, diese geistigen Beziehungen nie in's Stocken haben gerathen lassen, und er würde schließlich durch sein Werk besser, als Andere vermöchten, der Unverwüstlichkeit des deutschen Genius ein rühmliches Denkmal setzen. Trotzdem brauchte er auch nicht zu verschweigen, daß jene Beziehungen wesentlich receptiver Natur gewesen sind, ja so sehr, daß sie häufig geradezu auf unbedingte Abhängigkeit und Nachahmung hinauslaufen. Reval z. B. holte sich aus Hamburg seine Scharfrichter, aus Nürnberg für die Rathsherren die heilsame Ermahnung, welche auf der Rathhaustreppe prangt, aus Lübeck den Todtentanz der Nikolaikirche, auf dem noch der lübeckische Hintergrund beibehalten ist, aus Danzig die Inschrift für das Grabmal des Hans Paulsen an der Bremerkapelle und aus dem nordwestlichen Deutschland überhaupt den Stil, nach welchem es mit möglichster Vernachlässigung der klimatischen Bedingungen seine gothischen Kirchen gebaut hat. Aber diese Abhängigkeit von Deutschland und den gewaltigen Einfluß, den zu allen Zeiten das ganze deutsche Leben auf die baltischen Verhältnisse geübt hat, würde jener Geschichtsschreiber auch dann in Anschlag bringen müssen, wenn er das sittliche Leben der Ostseeprovinzen vor 300 Jahren in einem vielleicht etwas düstern Bilde zu schildern sich genöthigt sähe.

Ein fünfzigjähriger äußerer Frieden, den Plettenbergs glänzender Sieg bei Pleskau dem Lande verschafft, hatte den

Wohlstand auf eine so hohe Stufe gehoben, wie sie seitdem wohl kaum wieder dort erreicht worden ist. Es waren, wie der treffliche estländische Chronist und Prediger Balthasar Rüssow sagt, die guten faulen Tage Livlands. Ackerbau und Handel blühten und man lebte im Allgemeinen im Ueberfluß; ohne Sorge um die weitere Zukunft gaben die Einwohner sich dem behaglichen Genusse des leicht zuströmenden Reichthums hin und wer wollte ihnen den wohlberechtigten Genuß des erblich Erworbenen verargen? Wenn aber in dem Rausche des Wohlbehagens die Befriedigung der höheren und edleren Bedürfnisse vergessen wird und die Genußsucht sich allein auf das rein Materielle richtet, wenn Sinnenlust selbst der rohesten Art als höchste Aufgabe des Lebens gilt und aus Leichtsinn darüber die wichtigsten und drängendsten Sorgen vernachlässigt werden, dann ist das Maß des Erlaubten weit überschritten und das Volk, welches sich so an sich selbst versündigt, für den Untergang reif. Und das war eben in den baltischen Ländern der Fall; in allen Ständen, von Oben bis Unten, bei Deutschen und Undeutschen war jeder Sinn allein auf materiellen Erwerb und materiellen Genuß gerichtet; Habsucht und Verschwendung, Selbstsucht und Selbstgenügsamkeit in den Zeiten des Friedens und spießbürgerliche Engherzigkeit und politische Beschränktheit, Mangel an jeglicher Vaterlandsliebe und gutem Willen, Feigheit und Verrath in den Zeiten der Noth, das sind die Charakterzüge der Geschichte der Ostseeprovinzen in der Mitte des sechszehnten Jahrhunderts. Um so heller leuchten aus dieser allgemeinen Versumpfung allerdings einzelne Züge von Großherzigkeit, Gemeinsinn, Opferwilligkeit und Tapferkeit hervor, aber es sind eben Ausnahmen und die Regel lautete anders. Aus der reichen Fülle der Beispiele mögen wenigstens einige hier Platz finden, um zu beweisen, daß das obige Urtheil kein hartes ist. Auch hier lassen Sie uns vornehmlich jenem Rüssow folgen, der in seinem Berufe als Prediger und mit deutlich hervortretender moralisierender Tendenz zwar hier und da etwas stark aufgetragen haben mag, dessen Sittenschilderung aber aus den guten faulen Tagen sich schwerlich sehr weit von der Wahrheit entfernt haben wird. Sah es doch in dem Deutschland des sechszehnten Jahrhunderts und vor dem dreißigjährigen Kriege in Bezug auf die Sitten nicht viel besser aus.

Es ist schon vorher gesagt worden, daß der Orden in den letzten Zeiten seines Bestehens nur nach materielle Interessen verfolgte. Die höheren Gebietiger suchten mit wenigen ehrenwerthen Ausnahmen für ihre Person allen Ordensregeln zuwider so viel Geld als möglich zusammenzuscharren; war ihnen dieser Hauptzweck gelungen, so pflegten sie nicht selten sich in ihre deutsche Heimath zurückzubegeben, wo sie mit dem Gewonnenen das in Livland angefangene lüderliche Leben fortzusetzen sich bemühten. Die gewöhnlichen Ritter hatten es nicht ganz so gut, aber sie führten wenigstens im Lande selbst das bequemste lustigste Leben von der Welt. Auf allen Hochzeiten, Kindtaufen und Kirchweihen, überall, wo es hoch herging und besonders wo es genug zu trinken gab, pflegten sie sich in ganzen Haufen einzustellen; in Spielen und Trinken, Prahlen und Fluchen, Raufen und Jagen, in Lüderlichkeit im weitesten Sinne, verflossen die Tage der edlen Westfälinger, denen ihre Leute bis zum niedrigsten Stalljungen herab getreulichst nachzueifern bestrebt waren. Wie sehr dabei die militärische Zucht leiden mußte, welche die Hauptgrundlage des Ordens war, liegt auf der Hand. Bei einem Gelage wurde einst von anwesenden landsässigen Edelleuten der Vortheil gerühmt, den man von einem geborenen deutschen Fürsten als Landesherren haben würde; aber die Ordensritter waren anderer Meinung: »Wir haben gute Herren nach unserm Willen, bei welchen wir am Tische sitzen, essen und trinken mit ihnen; und wenn wir einem Herrn mit der Kanne auf den Kopf schlagen, des andern Tages sind wir bald wieder gute Freunde; das würde uns mit einem deutschen Fürsten wohl fehlen.« — Es versteht sich von selbst, daß diese Leute von Pflichten gegen das Land, dessen Herren sie sich nannten, nichts wußten und am wenigsten später die Nothwendigkeit einsahen, weßhalb sie für das Land ihr Leben einsetzen sollten; in der Regel hielten sie sich lieber in respektvoller Entfernung von dem Feinde und brachten sich selbst bei der ersten besten Gelegenheit in Sicherheit nach Deutschland. Wie Rüssow sagt: »Sie gedachten, es wäre ihr Vaterland nicht, und sie waren nur darnach aus, wie sie zu ihren Tagen genug haben möchten.« Die Unzuverlässigkeit dieser Ordensritter hat die schlimmsten Früchte getragen. (Schluß folgt.)

Die Freiburger Passionsspiele und das Drama des Mittelalters.

Von Professor E. Martin
— Straßburg. —

(Schluß.)

Treten wir nun dem Passionsspiel selbst näher, so müssen wir zunächst freilich auch die Nachtheile dieser Anordnung hervorheben. Anstatt der eingehenden Ausführlichkeit älterer Stücke finden wir die Handlung in unserem Spiel vielfach auf das Nothdürftigste beschränkt. Bei vielen Scenen war offenbar der Aufzug die Hauptsache: Personen werden genannt, die gar nicht sprechen, die aber im Zuge mit erschienen und gute Figur machten. Nur wenige Theile des Spiels sind offenbar mit Liebe ausgearbeitet und können auch die Aufmerksamkeit heutiger Leser in Anspruch nehmen.

Zwei Prologe gehen in der Handschrift voraus: der eine einem Proklamator, der andere einem Prolokutor zugetheilt. Offenbar wurde immer nur die eine von beiden Vorreden benützt.

Dann folgt die Malerzunft mit dem Sündenfall. Adam und Eva erscheinen, der Teufel trägt vor ihnen den Baum der Erkenntniß. Sofort nach der That tritt der strafende Engel hervor. Alles ist auf das Kürzeste gefaßt; ebenso Abel's Tod, wozu Kain nur den Vorsatz ausspricht.

Weit besser ist das Folgende: Isaaks Opferung, von den Küferknechten aufgeführt. Hier hat natürlich die Vorbildlichkeit für Christi Bereitschaft zum Opfertod eine sorgfältigere Behandlung veranlaßt. In der That ist der Gehorsam Abraham's und Isaak's in rührenden Tönen ausgesprochen. Als sie auf der Opferstätte ankommen, fragt Isaak nach dem Opfer; sein Vater eröffnet ihm, daß er es selbst sein solle. Da spricht er:

Abraham, liebster Vater mein,
Wie gern folg' ich dem Willen dein!
Laß mich nur noch zur Mutter gehn,
Auch ihren Segen mir erflehn.
Doch willst du's nicht erlauben mir,
So ist meine herzliche Bitt' zu dir,
Wenn mich das Feuer ganz verbrennt,
Sag ihr, ich hab' vor meinem End'
Sie gesegnet und befohlen Gott,
In dessen Gewalt doch alles steht.
Und jetzt ergeh' dein Will' danach,
Wie Gottes Engel zu dir sprach.

Da mag das Auge mancher Mutter sich mit Thränen gefüllt haben.

Aber der Engel erscheint und verkündet, daß Gott den Gehorsam belohnen wolle; daß er das Opfer Isaak's nicht annehme, vielmehr sein Geschlecht reich begnaden werde. Abraham dankt und Isaak; Letzterer beschließt die Scene mit den Worten:

Dies Beispiel merk' ein jedes Kind!
Wenn sie den Eltern folgsam sind,
So wird der Herr Gott ihnen geben
Nach dieser Zeit das ew'ge Leben.
Wer das begehrt in seinem Namen,
Der spreche recht von Herzen: Amen!

Darauf folgt Moses und Aron, Josua und Kaleb, und noch andere biblische Personen. Die Darstellung selbst aber geht schnell zu dem englischen Gruß über, den die Bäcker-

zunft darstellte, wie ihr auch die Anbetung der Hirten zufiel.

Dagegen waren die heiligen drei Könige der Schneiderzunft zugewiesen, ebenso wie die Darstellung Christi im Tempel und der Kindermord des Herodes.

Hier schließt nun gleich die Passion an. An ihr haben die Brüderschaften der Schneiderknechte, d. h. Gesellen, und der Ballierer, die Zunft der Maurer und Zimmerleute, die Schuhknechte, die Zünfte der Küfer, Metzger und Goldschmiede Antheil. Wie auch sonst, ziehen zwei Schüler voraus und singen die lateinischen Bibelverse. Die Kreuzigung findet auf dem Münsterplatze statt, auf einer für diesen Zweck hergestellten Bühne. Aber auch dieser Theil ist ganz kurz gehalten. Die sieben Worte Christi sind einzeln gezählt; als er spricht:

Ach lieber Vater, ich dir send'
Jetzt meinen Geist in deine Händ' —

da geschehen etliche Schüsse auf der Burghalde. Wir erinnern uns, daß noch jetzt bei der Fronleichnamsprocession diese Schüsse den Segen begleiten.

Natürlich sind diese und die früheren Reden Christi mit denen seiner Jünger und seiner Feinde untermischt. Und bei den letzteren läßt sich allerdings noch die Nachwirkung einer ehemals freieren Behandlung verspüren. Nicht nur daß in den Reden der Pharisäer, der Kriegsknechte wilder Hohn durchbricht — auf jedes der sieben Worte Christi folgt eine solche Spottrede, — es sind vor Allem die Stellen, an denen der Verräther Judas auftritt, mit besonderer Ausführlichkeit und dem Aufwand aller Kunst behandelt. Gerade diese Vertreter des bösen Prinzips, Lucifer, Kain, Judas sind auch sonst die Figuren, an denen sich die mittelalterliche Charakteristik versucht. Hier aber mischt sich die stellenweise wirklich durchdachte und gefühlvolle Seelenmalerei mit einer sonderbaren Komik, die in ihrer Steifheit und Eckigkeit auf einen modernen Leser geradezu überraschend wirkt.

Derartig ist die Zahlung der 30 Silberlinge an Judas, welche seinem Verrathe unmittelbar vorhergeht. Malchus erscheint mit den Kriegsknechten des Herodes und stellt sich zunächst dem Publikum selbst vor.

Ich bin fürwahr Malchus genannt.
Ein gut Licht trag ich in der Hand,
Damit will ich uns zünden eben.
Judas wird euch ein Zeichen geben:
Welchen er küßt, den greifet an,
Weil der viel falscher Lehr' gethan,
Dazu auch grausam sehr gelogen,
Das Volk mit seiner Lehr betrogen.
Er ist uns vormals oft entgangen:
Jetzt wollen wir ihn dennoch fangen.

Judas tritt hervor und spricht:

Ihr Juden, ihr Juden, merkt mich eben!
Was wollt ihr mir zu Lohne geben
Daß ich euch Jesus schaff' zur Hand,
Welcher mir gar wohl ist bekannt?

Darauf antwortet Malchus:

Dreißig Pfenning also gut
Die geben wir dir aus freiem Muth
Daß du uns Jesus schaffst den Mann,
So daß er nicht entkommen kann.
Sieh hin! Da hast du eins, zwei, drei
(Lieber Judas sei selbst dabei).
Vier, fünfe du jetzt hast;
(Lieber Judas, thu das best!)
Sieh hin, dazu sieben und acht;
(Lieber Judas, hab' gut Acht!)
Weiter neun, zehn, zwanzig, dreißig,
Lieber Judas, sei gar fleißig
Und thu dich gar nicht lang bedenken.
Ein gut Trinkgelt will ich dir auch schenken.

Man hat sich natürlich jeden Zwischensatz mit einer mahnenden Gebeede der erhobenen Hand zu denken, jede Zahl mit einem klingenden Ton der in die Hand gegebenen Münze. Die ganze Scene muß übrigens als ein Prachtstück der damaligen Dramatik angesehen werden; sie kehrt fast wörtlich in einem Tyroler Spiele wieder.

Eben so charakteristisch, nun aber mit wirklich tragischer Auffassung ist das Ende des Verräthers behandelt. Sein grauensvoller Selbstmord wird in einen wirkungsvollen Gegensatz zur Bestattung Christi gebracht. Während um dessen Leichnam sich Joseph von Arimathia und andere Freunde bemühen, bringt Judas den Priestern das Geld zurück.

Nehmt hin, ihr Juden, euer Gut!
Verkauft hab' ich unschuldig Blut.
Das hab' ich leicht dahin gegeben:
Jetzt bringt es mich noch um mein Leben.
Hätt' ich gedacht an seine Red'
Die er so freundlich zu mir thät!
„Freund," sprach er: „wozu bist du kommen?"
Hätt' ich zu Herzen mir's genommen,
Wohl hätt' ich seine Huld erworben.
Wär' nicht so jämmerlich verdorben.

Kayphas antwortet:

Judas, was gehet uns das an,
Daß du verrathen hast den Mann?
Deßhalb magst du nur selber sehn,
Was dir darum noch mag geschehn.

Nun bricht Judas in wilde Verzweiflung aus:

Verflucht sei's Geld und auch der Tag!
Die Erde mich nicht tragen mag.
Den Geiz, das Geld hatt' ich so lieb:
Das hatt' mich nun gemacht zum Dieb.
Besser wir, wär' ich nie geboren!
Meine Treu hab' ich an ihm verloren.
Ich hab gesündigt also sehr,
Daß ich's mag büßen nimmermehr.
Drum kann ich weiter nichts erdenken.
Ich muß hin und mich selber henken.

Dann wandelt er auf der Bühne umher und spricht, indem er an die von der Legende ihm aufgebürdeten Schundthaten erinnert, die doch nach unserem Gefühl die tragische Größe seiner Schuld nicht vermehren können:

Verloren ist die Seele mein,
Wohl hab' verdient ich ew'ge Pein
Für Alles, was ich je beging:
Daß ich den eignen Bruder fing
Und ihm so grausam gab den Tod
Um Fürst zu sein in Scharint.
Ich mordet auch den Vater mein;
Meine Mutter mußt' mein Weib auch sein.
Jetzt hab' ich Gott, das wahre Leben
Um kleinen Sold zum Tod gegeben.

Da taucht vor ihm eine Schreckensgestalt auf, der Teufel, der, ohne ein Wort zu sprechen, ihm den Strick zuwirft. Mit gräßlicher Freude ruft Judas:

Ja wahrlich, es muß jetzo sein,
Der Strick paßt mir zur Gurgel fein:
Zur rechten Stunde find' ich ihn,
Wohlauf damit zum Baume hin!
Denn nimmer find ich Ruh noch Rast,
Ich häng mich denn an einen Ast.
Weicht aus dem Weg, gebt Platz dazu,
Damit ich komm' zu meiner Ruh.

Und von oben herab ruft er noch:

O weh, o weh! ach Jammer weh!
Sonn' und Mond seh' ich nimmermehr.
O weh des Jammers und der Noth!
Jetzt geb ich mir den bittren Tod.

Gewiß, auf einfache Gemüther mußte diese Darstellung ergreifend und erschütternd wirken, die das Ende auch des schlimmsten Verbrechers mit Theilnahme und einem gewissen sinnigen Naturgefühl schildert.

Ueber die meisten auf die Grablegung folgenden Scenen muß ich wieder schnell hinweg gehn. Christus ersteht, die Wächter entfliehn. Die drei Marien kommen zum Grab mit Gesängen, die den alten kirchlichen Bräuchen ziemlich unverändert entlehnt sind. Die einfache Feierlichkeit dieser Stelle wird einen anziehenden Gegensatz bilden gegen die pathetischen Scenen von Isaak's Opferung und vom Selbstmord des Judas. Alle diese Reden scheinen auf bestimmte Zeilenzahlen zurückzugehn und mit den lateinischen Gesängen, die mit den Anfangsworten angedeutet sind, in inniger Verbindung zu stehn. Es ist eine Cantate, ein Oratorium, das

aus der kirchlichen Feier in das volksthümliche Schauspiel übergegangen ist.

Von den drei Marien spricht also die erste:

Ach groß, ach groß ist unser Schmerz,
Bekümmert schwer ist unser Herz.
Wo finden unsern Herren wir?
Wo ziehn wir hin? was thun wir hier?
O Christus, hilf uns armen Frauen,
Daß wir dich mögen wieder schauen!

Die zweite Maria spricht:

Verloren haben wir den Christ,
Der uns zum Heil geboren ist
Von einer Jungfrau hold und rein.
Auf ihm steht unser Trost allein.
Hilf Gott in deinem höchsten Thron,
Daß wir erschau'n der Jungfrau Sohn!

Die dritte Maria:

Ach wie untröstlich steht es dort,
Wo von der Herd' der Hirt ist fort
So ist uns Armen es ergangen,
Da unsern Meister sie gefangen.
Uns bleibt nun Trost und Freude fern,
Wir sehn denn Christus unsern Herrn.

Darauf erscheint der Engel:

Wen suchet ihr betrübte Frauen
(Ihr möget gerne mir vertrauen)
So früh an diesem Morgen?
Mich dünkt, ihr steht in Sorgen.

Eine der Marien:

Wir suchen allhier Jesus Christ,
Der an dem Kreuz erhangen ist.
Seinen heil'gen Leib zu salben
Begehren wir allenthalben.

Der Engel:

Den ihr da sucht, der ist nicht hie,
Des Vaters Schutz verließ ihn nie.
Wahrhaftig ist erstanden
Er von des Todes Banden.

Und die Frauen, in das Grab eintretend, singen:

Zum Grab hinein sind wir gekommen,
Von Engeln haben wir vernommen,
Daß unser Heiland Jesus Christ
Als Gott und Mensch erstanden ist.

Die Erscheinung Christi unter den Jüngern, von der Tuchmacherzunft gespielt, beschließt die evangelische Geschichte. Es folgen noch mehrere Legenden: die von S. Sebastian, von der nach ihm genannten Bruderschaft aufgeführt; S. Georg, von der Krämerzunft dargestellt; S. Ursula, den Schererknechten zugewiesen. Alle diese Legendenspiele haben die denkbar einfachste Form; sie sind gewiß von den biederen Handwerkern, die sie aufführten, auch selbst verfaßt. Es kam dabei mehr auf die scenische Ausstattung an. S. Ursula mit ihren Jungfrauen fuhr in einem künstlichen Schiff, und es ist uns ausdrücklich bezeugt, daß dieser Theil der Procession mehr lustiges Gespött als Andacht hervorrief. Vielleicht haben wir darin nur die Verchristlichung eines uralten Volksgebrauchs zu sehen, von dem bereits die Rede gewesen ist.

Den Schluß endlich des Umgangs machte die Schmiedezunft, welche die Kinder darstellte unter dem Mantel Unserer Lieben Frau. Auch hier wird das Gewimmel der sich um die hochaufragende Hauptfigur Drängenden mehr als harmloses Volksvergnügen aufgefaßt werden müssen.

Für die Aufführung auf der Bühne aber ist noch ein weiteres Stück vorhanden. Der Tod tritt auf; dann die Engel, die mit Posaunen die Seelen zum jüngsten Gericht berufen. Christus scheidet die Guten und die Bösen; er weist die Guten zur ewigen Freude, die Bösen in die Gewalt der Teufel für alle Ewigkeit. Ein »Beschluß« mahnt die Zuschauer, der Lehren eingedenkt zu sein, welche in der heiligen Geschichte sich ihnen vor Augen gestellt hatten.

— Blicken wir zurück auf den Gang des Ganzen und die mitgetheilten Einzelheiten, so wird man freilich weder von einer durchdachten Anordnung des Stückes noch von einem hohen Schwung dieser Poesie reden dürfen. Aber wir können nicht umhin, das ungünstige Urtheil zu mildern, wenn wir an die Zeit denken, in welcher das Freiburger Passionsspiel die Form erhielt, in der es uns überliefert ist. Das Ende des 16. Jahrhunderts ist geistig unfruchtbar gewesen wie wenige Zeiträume unserer Literaturgeschichte. Und die Ursache dieser Unfruchtbarkeit liegt nahe genug: es ist der konfessionelle Hader, welcher seit dem Augsburger Religionsfrieden von 1555 in der Stille, aber nur um so tiefer fortwühlte. Um 1600 waren bereits die Feuer entzündet, die dann so glut- und blutroth im dreißigjährigen Kriege flammen und Deutschland auf das Grauenhafteste verwüsten, für anderthalb Jahrhunderte tief entkräften sollten.

Wie feindlich damals auch in kleinen Dingen die Parteien sich gegenüberstanden, davon gibt uns ein gleichzeitiges Urtheil über unsere Freiburger Passionsspiele Zeugniß. Fischart, der begabteste Schriftsteller dieser Zeit, verspottet ausdrücklich die Freiburger, die sich an den Passionsspielen erfreuten und erbauten. Das war also die Signatur jener Tage: die zwei Städte Freiburg und Straßburg, die während des Mittelalters freundnachbarlich zusammen gehalten hatten, sie konnten sich jetzt nicht mehr verstehn: was der einen heilig war, ärgerte die andere.

Aber wir dürfen glücklicher Weise den Blick in jener Zeit noch weiter schweifen lassen und auf einen dramatischen Dichter richten, der, wenn er auch unserem Volke nicht angehörte, doch in der Weltpoesie als erster Schauspieldichter mit Recht gilt, und der seit einem Jahrhundert auch unserer Bühne seine Werke und sein Muster geboten hat. Während in Deutschland auf der einen Seite die dürftige Kunst des Mittelalters wieder zu beleben versucht wurde, auf der anderen Seite ein eben so schwaches Schuldrama als Ersatz gelten sollte, dichtete in England Shakespeare — Shakespeare, der den konfessionellen Gegensatz so sehr überwunden hat, daß man darüber hat streiten können, ob er Protestant oder Katholik gewesen ist.

Und diesen rein menschlichen Standpunkt haben dann freilich unsere großen Dichter sich zugleich mit Shakespeares Kunst zu eigen gemacht. Lessing, Goethe, Schiller — wer wollte ihren ausdrücklichen Bekenntnissen entgegen behaupten, daß es ihnen um etwas anderes zu thun war, als um jene edle Menschlichkeit, die keiner Konfession ausschließlich gegeben, die aber allen Konfessionen zugänglich ist. Der Dichtung und Lehre dieser edelsten Geister unserer Nation müssen wir uns anvertrauen, wenn wir aus dem je und je wiederkehrenden Streite der Parteien zum Frieden gelangen wollen.

Ueber den Bergschub von Achdorf.

Von Adolf Knop
— Karlsruhe. —

In Nr. 33 der Literarischen Beilage vom 15. Aug. d. J. hat Herr Oberbaudirektor Gerwig eine Auffassung über die Ursachen des Bergschubes im Krottenbachthale bei Achdorf veröffentlicht, welche von derjenigen abweicht, welche ich früher in Nr. 28 und 29 desselben Blattes vom 11. und 18. Juli dargelegt habe. Bei dem hohen wissenschaftlichen und auch wohl praktischen Interesse, welches die in Frage stehende Gegend von Achdorf besitzt, glaube ich, bei aller Hochachtung vor der Gerwig'schen Auffassung, auf die Motivirung der meinigen nochmals zurückkommen zu müssen.

Wenn ich den sachlichen Inhalt des Gerwig'schen Artikels richtig aufgefaßt habe, so sind nach ihm alle die geologischen Veränderungen, welche das Wutachthal und seine Nebenthäler im Laufe der Diluvialperiode bis auf den heutigen Tag erfahren haben, Folge der allgemein verbreiteten Ver- und Zerwitterungsvorgänge, wie sie durch die Atmosphärilien, durch Wechsel von Frost und Wärme, sowie durch die rotirende Wirkung von Tagewassern überall in den Gebirgen eine nicht zu verkennende Rolle spielen. Ich habe keinen Grund, diese Vorgänge für die Wutachgegend in Abrede stellen zu wollen,

Als Wirkung anderer Ursachen als der oben bezeichneten muß ich aber die zahlreichen buckelartigen Auftreibungen betrachten, welche an den Abhängen aller hier aus Schieferletten und Mergel bestehenden Formationen vorhanden sind, so daß sie die Physiognomie der Landschaft wesentlich mit bestimmen. Sie sind äußerlich unabhängig von Unterwaschungen und unterscheiden sich auffallend von dem stetigen und gleichförmigen Verlauf derjenigen Bergabhänge, welche in bedeutend höherem Niveau das Eytrachthal, also das ältere Wutachthal einschließen, wiewohl dieselben geognostisch ähnlich charakterisirt sind, soweit der braune Jura dieselben zusammensetzt.

Wenn die Wirkungen des Gebirgsdruckes auf die Gestaltung der Erdrinde im Allgemeinen auch schon von älteren Geologen gewürdigt worden sind, so sind dieselben doch erst in jüngster Zeit, besonders durch Studien über Gebirgsstruktur und Erdbeben seitens österreichischer, schweizerischer skandinavischer, französischer und deutscher Geologen Gegenstand besonderer Aufmerksamkeit geworden. Meine Entdeckung oder Erfindung sind sie nicht. Es beginnen aber die aus jenen Studien gewonnenen Resultate bereits den mechanischen Theil der Geologie der Art zu beherrschen, daß sich der praktische Geognost ihrer Anwendung nicht mehr entziehen kann. Bei solcher Sachlage ist es wichtig, zu fragen, ob für die fragliche Gegend von Achdorf positive Beweise von den Wirkungen des Gebirgsdruckes vorliegen oder nicht. Es wurden mir folgende Fälle von Personen mitgetheilt, an deren Glaubwürdigkeit zu zweifeln ich keine Ursache habe.

1. In früheren Jahren, es wurden die 1840er Jahre genannt, war dicht unterhalb Blumberg, in einer kleinen Seitenschlucht des Schleifbachthales, eine Eisendreherei errichtet worden, deren Wasserrad durch den Ablauf eines kleinen, weiter oberhalb hinter den ersten Häusern des Ortes gelegenen Weihers getrieben wurde. Nach kurzem Betriebe wurde plötzlich das Gebäude durch seitliches Vordringen des entstehenden Mergelschiefers zusammengedrückt und vernichtet.

2. Tiefer herab im Schleifbachthale, gegen Achdorf hinzu wurde vor wenigen Jahren am rechten Abhange ein etwa 50′ tiefer Versuchsschacht abgeteuft, zur Sondirung des Terrains auf feste Gesteinsunterlage für einen Brückenbau. Nach etwa vierwöchentlichem Bestande fand sich dieser Schacht sammt Bretterverschalung und Sperrbalkenwerk zusammengepreßt und verstürzt.

3. Der Wirth zur Linde in Achdorf hat ebenfalls vor wenigen Jahren an der Mündung des Schleifbachthälchens in's Wutachthal, gleich oberhalb des im Bache anstehenden Jurensismergels, im Opalinusschiefer, einen Bierkeller graben und denselben auswölben lassen. Nach kurzem Bestande wurde auch dieser Keller seitlich zusammengedrückt.

Alle diese Wirkungen kann ich nur auf Gebirgsdruck und auf durch Gebirgsfeuchtigkeit erzeugte Plastizität des betreffenden Gesteins deuten. Sieht man nun in der betreffenden Gegend dieselben Bedingungen im großen, wie hier im Schleifbachthälchen im kleinen Maße erfüllt und die Bodengestaltung damit übereinstimmend, so muß es wohl für den Geologen natürlich erscheinen, wenn sein Interesse um so mehr an diese Erscheinungen gefesselt wird, als die eigentlichen Erosionsvorgänge nicht nothwendig mit denselben verbunden erscheinen.

Das Alles bestimmt mich, auf meiner Meinung zu beharren, daß in der Wutachgegend Bodenbewegungen unter der Wirkung von Gebirgsdruck und Gebirgsfeuchtigkeit vorkommen. Es sind auch nicht die ersten der Art, welche ich zu beobachten Gelegenheit gehabt habe.

Auch speziell den Bergschub von Anfang dieses Jahres, wie er sich im Krottenbachthale ereignete, muß ich zu derselben Gattung von Bodenbewegungen zählen. Gebirgsdruck ist vorhanden und die Bedingungen zur Durchfeuchtung des Bodens sind hinreichend gegeben. Das Schieferletten-Gebirge des braunen Jura ist so stark vertikal zerklüftet, wie man das am abgelösten Felsblocke selbst deutlich beobachtet, daß auch ein Theil der näher gelegenen Tagewasser in die Gesteinsklüfte geführt werden kann.

Habe ich in meinem früheren Aufsatze, der Einfachheit der Darstellung wegen, vorzugsweise den Muschelkalk dafür verantwortlich gemacht, so bin ich gern bereit, auch noch den Arietenkalk des unteren Lias, ferner die eingelagerten Kalkbänke des braunen Jura, sowie alle die gegen Westen ausstreichenden Schichtenköpfe der hier auftretenden Formationen in gleicher Weise als Wasserführer anzuerkennen. Darum ziehen die mehreren Verwerfungsspalten, welche ich im Muschelkalk des linken Wutachufers annehmen zu müssen glaubte, während wirklich nur Eine, nämlich die des Keupers gegen Muschelkalk zwischen Mundelfingen und Unadingen von Vogelgesang*) beobachtet wurde, meinem Ideengang den Boden nicht unter den Füßen hinweg.

Seit der Mitte des Monats Mai haben sich bis Ende September, zu welcher Zeit ich diese Gegend zum zweiten Male besuchte, an dem Krottenbacher Bergschube vielfache Veränderungen vollzogen. Das Relief desselben hat sich so wesentlich verändert, daß ich mich nach dem früher durch Zeichnung in die Karte aufgenommenen Thatbestande nicht mehr zu orientiren vermochte. Die concentrischen Wellen der Oberfläche sind verwischt. Viele Spalten älteren Datums sind verschwunden, neue sind entstanden; die durch Abrutschungen bloßgelegten Gesteinswände innerhalb des bewegten Terrains sind zum Theil größer geworden und an ihnen erkennt man, daß die Schichtung des Schieferlettens mit seinen eingelagerten Kalkbänken verhältnißmäßig wenig gestört ist, wiewohl die einzelnen Theile der Gesteine gegenseitig sehr gelockert erscheinen, so daß zwischen ihnen überall Wasser reichlich hervortritt. Ich habe durch den Augenschein den Eindruck gewonnen, daß hier seit Mai bedeutende Bewegungen fortgedauert haben, die nicht in einem Zergehen einer gegebenen Quantität Gebirgsmasse bestehen, sondern in einer Vermehrung derselben durch Nachschub, welche eine wesentliche Erhöhung des mittleren Theiles des bewegten Terrains vom Beginne am Felssturze bis gegen den Weg am Bach hin zur Folge gehabt hat. Dabei ist aber der gestürzte Felsklotz an seiner Stelle geblieben, wenn auch die gegen das Schaffhen gerichtete Hälfte desselben in sich zusammengestürzt ist. Nach solchem Verhalten kann ich den Felsklotz nicht als bewegende Ursache erkennen. Das bewegte Terrain macht jetzt denselben Eindruck, wie das der übrigen Regionen, die durch Buckelformen ähnlicher Art ausgezeichnet sind.

Ob es richtig ist, wenn gesagt wurde: der Boden habe sich erst 48 Stunden nach dem Felsensturze bewegt, will ich dahin gestellt sein lassen. Richtiger will es mir erscheinen, daß die Bewegung des Bodens nach dem Sturze allmählich so gewachsen sei, daß sie erst nach 48 Stunden dem Auge unmittelbar bemerklich wurde. Die oben angegebenen Aenderungen kann ich selbstverständlich nur nach Schätzungen angeben. Auf Messungen beruhen sie nicht. Wie wichtig es ist, ein solches Terrain messend zu verfolgen, habe ich früher bereits angedeutet. Jedenfalls aber wird es für Herrn Oberbaudirektor Gerwig, wie für mich von gleichhohem Interesse bleiben, die fernerhin sich in der betreffenden Gegend vollziehenden Naturereignisse aufmerksam zu verfolgen und auf ihre Ursachen zu prüfen.

* Zu obigem Aufsatze hat uns Herr Oberbaudirektor Gerwig nachstehende Bemerkungen mitgetheilt, mit deren Abdruck wir diese Kontroverse für die Literarische Beilage der Karlsruher Zeitung als abgeschlossen betrachten:

Herr Hofrath Knop hat in obiger Erwiderung auf meine

*) Es ist zu bedauern, daß die vortrefflichen geognostischen Aufnahmen dieser Gegend von Herrn Dir. Vogelgesang noch nicht allgemein durch den Druck zugänglich geworden sind. Eine Einsicht in die Originalkarten verdanke ich dem freundlichen Entgegenkommen des Herrn Domänenrath Haylgartner zu Donaueschingen.

Erörterungen in Nr. 33 d. Bl. — indem er, wie kaum anders zu erwarten war, auf seiner Ansicht über die Ursachen des Bergrutsches bei Eschach beharrt — doch Manches offen oder stillschweigend zugegeben, wir sind sogar in der Frage der Herkunft des die Plastizität der unteren Schichten bewirkenden Wassers einander viel näher als früher. Ich würde mich daher, um nicht stillzuschweigen, auf die Erklärung beschränken können, daß ich meinerseits an dem in Nr. 33 Ausgesprochenen unverändert festhalte, wenn nicht der neuerliche Aufsatz des Herrn Hofrath Knap der Meinung Raum geben könnte, als bestreite ich, daß Bodenbewegungen unter der Wirkung von Gebirgsdruck und Gebirgsfeuchtigkeit vorkommen können. Ich glaube bei dem Krottenbachrutsch, und von diesem allein handelt es sich ja, nur nicht an einen Gebirgsdruck in dem Sinne, wie er in Nr. 28 und 29 d. Bl. doch wohl gemeint war, den Druck nämlich eines ganzen Gebirgsstocks (hier der Mundelfinger Höhe), welcher tiefliegende plastisch gewordene Schiefermassen buckelartig hinaustreibt.

Wenn aber für das Wesen und die Wirkungsweise des Gebirgsdruckes bezeichnend ist, daß er einen für Bestand auf kurze Zeit ausgezimmerten Schürfschacht zusammenpreßt und verschüttet, oder ein wahrscheinlich sehr ländlich ausgeführtes Kellergewölbe eindrückt, dann hatte man es, glaube ich, mit einer Erscheinung zu thun, die nicht blos in der Wutachgegend vorkommt, sondern ziemlich gewöhnlich ist und für welche die Bezugnahme auf Lyell, Heim und die Vertreter der heutigen Wissenschaft in allen Nationen kaum nöthig erschiene.

Bücherschau.

Der moderne musikalische Zopf. Eine Studie von Emil Naumann. Berlin, R. Oppenheim. 1880. 2 M. 50 Pf.

Unter diesem Titel hat der musikalisch und wissenschaftlich umfassend gebildete Verfasser verschiedener vorzüglicher musikalischen Abhandlungen, z. B. der s. Zt. von uns in diesen Blättern empfehlend besprochenen „Deutschen Tondichter von Sebastian Bach bis auf die Gegenwart“ neuerdings eine Schrift erscheinen lassen, die sich in bekämpfender Weise gegen die „zopfigen“ Ausschreitungen und Verwirrungen der sog. neudeutschen Schule richtet. Mit Recht beklagt der Verfasser im Vorwort den Umstand, daß man auf dem musikalischen Gebiete leider noch nicht, wie auf dem politischen, gelernt hat, die Meinung des Gegners zu achten, wenn sie auf ehrlicher Ueberzeugung beruht, sondern vielfach geneigt ist, jede von der eigenen Ansicht abweichende Meinung geradenwegs zum Verbrechen zu stempeln. Dem gegenüber beabsichtigte der Verfasser mit vorliegender Studie „gewisse auffallende Zeiterscheinungen von dem Standpunkte eines unbefangenen und ruhigen Zuschauers einer Prüfung bezüglich ihrer Stellung zur geschichtlichen Entwicklung der Tonkunst, sowie zu den ästhetischen Forderungen, die bisher in der Musik zu Rechte bestanden, zu unterwerfen“. Wie schwer aber selbst einem Manne wie Naumann gelingt, in einer Sache ruhiges Blut zu bewahren, bei welcher so sehr wie hier das Wort: Adhuc sub judice lis est Anwendung findet, tritt uns mehr als einmal vor Augen. Nicht selten bedient sich der Verfasser einer Ausdrucksweise, welche den Boden objektiver Betrachtung vollständig verläßt und denjenigen persönlicher Gereiztheit betritt, was er um so eher hätte vermeiden sollen, als er das unqualifizierbare Gebahren einer gewissen Secte musikalischer Zukünftler in eben so gerechter als einschneidender Weise brandmarkt; zum Oefteren klammert er sich an Nebensächliches, geht auch wohl in manchem seiner Verdikte zu weit, z. B. was das Leitmotiv anbetrifft, dem er während des ganzen dramatischen Verlaufs nur eine einzige Wiederholung im entscheidenden Momente zugesteht, also wie schon Mozart das Thema der Introduktion der Ouverture zu Don Juan, Beethoven das Trompetensignal in Fidelio zur Verwendung gebracht hat, während er doch gleich nachher die mächtige, poetisch-musikalische Wirkung des Beschwörungsmotivs in Lohengrin (Nie sollst du mich befragen!) in seiner mehrfachen Wiederholung und in verschiedenen Situationen ausdrücklich hervorhebt. Abgesehen jedoch von solchen Mängeln, bietet die Schrift wahrhaft Anregendes, Durchdachtes und Ueberzeugendes. Was der Verfasser insbesondere über das zur Manierirtheit ausgeartete Leitmotivwesen in den neuesten Musikdramen des Hauptes der neudeutschen Schule, über die Ausschreitungen auf dem Gebiete der Programmmusik, über die Schildhalter der Neuromantik in der Musik sagt, wird das lebhafte Interesse und größtentheils die volle Zustimmung aller Jener erwecken, welche nicht in totaler Verblendung alles musikalische Heil der Gegenwart und Zukunft in dem Einzigen, Einen erblicken, der nach dem Ausspruche eines seiner wortreichsten Schildhalter „waltet über den Künsten, den Religionen, den verschiedenen Völkergeschichten und doch der Gegensatz eines Polyhistors, eines nur zusammentragenden und ordnenden Geistes ist, nämlich ein Zusammenbildner und Beseeler des Zusammengebrachten, ein Vereinfacher der Welt“. Die einzelnen Kapitel der interessanten Schrift reihen sich in folgender Weise an einander: Ueber den Parteien — eine Charakteristik der verschiedenen, gegenwärtig sich bemerkbar machenden Parteien, nämlich der altklassischen Partei (Händelianer, Bachianer rc.), der Neuromantiker (Wagnerianer, Brahminen) und der Neutralen (Mittelpartei); die Feinde des Da Capo — eine Verurtheilung der Anschauung, daß die Wiederholung des ersten Sonaten- oder Sinfonietheiles (Allegrosatz) als etwas Veraltetes abzuschaffen sei, sowie Begründung des Da Capo aus dem Wesen der Sonaten- und Sinfonieform; die Verächter der Sonate — eine Widerlegung der von den Neuromantikern ausgesprochenen Behauptung, daß die Sonate überlebt sei, indem schon Beethoven in seiner neunten Sinfonie die Sonatenform zerschlagen habe; das Leitmotiv — eine Verurtheilung der unter diesem Namen allbekannten Wagner'schen Neuerung, in welcher Naumann den stärksten Ausdruck künstlerischen Zopfes erblickt, eine eingefrorene Formel, welche an Stelle einer durch ein ganzes Musikdrama sich beständig weiter entwickelnden Darstellung eines Charakters gesetzt sei und dadurch nichts an ihrer Starrheit verliere, daß sie je nach Umständen durch veränderte Instrumentirung, Rhythmisirung, Begleitung rc. eine verschiedene Beleuchtung erhalte; Programmmusik — eine Verurtheilung jener Instrumentalwerke, welche an der Hand eines besonderen Programms über die, durch die Natur des musikalischen Darstellungsmaterials gesteckten Grenzen hinaus Abstraktionen, oder gewisse, mit besonderen lokalen, klimatischen und historischen Vorstellungen zusammenhängende Verhältnisse, Personen und Gestalten der Dichtung musikalisch zu reproduziren und anschaulich zu machen suchen; Hinter den Coulissen — eine s. Zt. bereits in Fleischer's Revue veröffentlichte Charakteristik der Vertreter des modernen Musikzopfes als Fanatiker, Bombastiker und Klopffechter; Richard Wagner, der Führer und das Haupt der Talente des musikalischen Jungdeutschlands — eine Besprechung der Leistungen dieses, wie Naumann den Bayreuther Meister nennt, „in der Gegenwart einzig hervorragenden und in größerem Stile angelegten Talentes“, in Bezug auf deren Eigenart, Zusammenhang mit der gesammten musikalischen Entwicklung und deren Einwirkung auf die Komponisten der Neuzeit.

Waldeinsamkeit. Dichtung von Joseph Viktor von Scheffel zu zwölf landschaftlichen Stimmungsbildern von Julius Marak, radirt von Eduard Willmann, in Lichtdruck ausgeführt von J. Schober in Durlach. 2. Auflage. Stuttgart. Ad. Bonz u. Cie. 1880. 8 M.

Ein Meisterwerk, das, durch die Vereinigung von Poesie und Kunst entstanden, seit mehr als Jahresfrist das Entzücken Derjenigen hervorruft, welche die kostbare Prachtausgabe besitzen oder wenigstens einmal betrachten durften, wird nun einem größeren Leserkreis erst recht zugänglich, da die schönen Bilder Marak's, welche unser leider zu früh dahingegangener Ed. Willmann radirt hatte, durch Lichtdruck eine Vervielfältigung in kleinem Maßstabe erfahren haben. Nun erst kann auch die fein empfundene Dichtung J. V. von Scheffel's, welche durch jene Bilder angeregt wurde, die verdiente Verbreitung finden; dieses jüngste Werk unseres berühmten Landsmannes, das sich ebenbürtig den bedeutenden Gedichten anschließt, welche ihn längst zu einem Liebling der Nation gemacht haben. Es hieße Eulen nach Athen tragen, wollten wir hier diesem Werke weiteres Lob spenden. Es mag genügen, dem Verleger den Dank dafür auszusprechen, daß

er der großen Zahl der warmen Verehrer des Dichters durch die Veranstaltung dieser sehr reich ausgestatteten und in Anbetracht dessen nicht zu theuren Ausgabe ermöglicht hat, den schönen Cyklus für ihre Büchersammlung zu erwerben. D. H.

Drei neue Novellen von Theodoe Stuem. Berlin. Verlag von Gebrüder Paetel. 1880. 4 M.

Drei neue Novellen und in denselben die alten lieben Gesichter, wie sie den Gestalten Storm'scher Muse eigen sind und den Leser anheimelnd fesseln. Ob die Novellen dieses Bandes zu seinen besten überhaupt zählen, möchte ich bezweifeln, aber wer „Aqua submersus“ und „Renata“ mit ihrem düsteren Kolorit bevorzugt, der wird auch die Novelle „Eckenhof“ des vorliegenden Bandes gerne lesen, wer seine Neigung aber auf die gefühlsinnige Art überträgt, in welcher die Perle Storm'scher Novellen, „Der stille Musikant“, geschrieben ist, der wird in der Geschichte „Zur Wald- und Wasserfreude“ verwandte Klänge finden. Selbst die dritte und letzte der in diesem Band vereinigten Novellen, „Im Brauer-Hause“, obwohl im Grunde genommen nur eine Anekdote, aber in Storm'scher Fassung, fesselt durch den warmen und einnehmenden Vortrag.

Worin liegt der anheimelnde Zauber dieses Novellisten? Andere sind tiefer, Andere glänzender in der Form und wieder Andere reicher an Phantasie und interessanter und eigenartiger im Zeichnen der Gestalten. — Storm behandelt dagegen jede Novelle oder besser gesagt „Geschichte“ wie ein lyrisches Gedicht und legt so viel Wärme der Empfindung und Herzensantheil hinein, daß sie jene Unmittelbarkeit in der Wirkung erreicht, die nur ein lyrisches Gedicht hervorbringt. Ja, es ist, als habe Storm den innigen, seelenvollen und oft so schmerzlich wehmüthigen Ton des Volksliedes auf seine Geschichten übertragen, und daher ihr anheimelndes Wesen. Friedrich Geßler.

Eine Emanzipirte. Roman von August Niemann. 2 Bde. Stuttgart. Verlag von Adolf Bonz u. Cie. 5 M.

Dieser Roman bietet nicht dasjenige Interesse, das ein rein dichterischer Intuition entsprungenes Werk gewährt, wenn auch der Verfasser sich als talentvoller Charakterzeichner dokumentirt und dazu mit ergötzlichem Humor die Verkehrtheiten modern socialen Lebens zu geißeln weiß. Es ist dem Verfasser nicht überall gelungen, seine sehr oft bedeutenden Intentionen in konkretes Leben zu übersetzen, dafür entschädigt er jedoch durch seine eigenartige Weltanschauung, die ihm eine Fülle von Ideen zuströmen läßt. Diese verbürgen dem Buch ein fesselndes Interesse, dem sich der Leser auch dann nicht leicht entziehen wird, wenn er in lebhaftem Widerspruch mit den Ansichten des Verfassers steht. Friedrich Geßler.

Der Rausch. Eine psychologische Studie von L. Siegfeied. Bonn. Verlag von Emil Strauß 1880. 1 M. 50 Pf.

Dieses reizende Büchlein, eine ernste, psychologische und kulturhistorische Studie in humoristisch-heiterem Gewande, können wir mit bestem Gewissen empfehlen. Wer Interesse hat an diesem wilden Burschen und wüsten Gesellen, an seinen verschiedenen Erscheinungsformen und Wirkungen, an der Verbreitung der Rauschmittel unter den Völkern und Nationen der Erde, sei nun dieses Interesse ein allgemein menschliches, psychologisches oder moralisches, oder ein speziell medizinisches oder kulturhistorisches, oder gar ein persönliches — und wer hätte nicht von diesen mannigfachen Interessen wenigstens eines? —, der wird gerne zu dem hübsch ausgestatteten Büchlein greifen, das mit dem ernsthaft gemeinten Scherzwort schließt: „Der Rausch ist der Affe der Kultur, und wer ein Freund der Kultur ist, der halte sich den Affen ferne!“ B.

Für die Redaction verantwortlich: A. Knittel. — Karlsruhe. — Druck der G. Braun'schen Hofbuchdruckerei.

Literarische Beilage

der Karlsruher Zeitung.

Herausgeber: Geh. Archivrath Dr. Fr. von Weech.

№ 46. Karlsruhe, 14. November. 1880.

Ein badisches Fürstengrab im wälschen Lande.

Von Ludwig Leutz
— Karlsruhe. —

I.

Ave du Herrliche, du uns'rer Väter Ziel,
Ave Ehrwürdige, du uns'rer Väter Grab,
Ave Italia vom hoh'n Gebirg' herab!

Diesen Gruß brachte Italien ein einsamer deutscher Wanderer, als er von den Höhen des Mont Cenis aus die duftigen erblauenden Gebirge Piemonts wieder erblickte. In das Anschauen dieser Herrlichkeit vertieft, stand er bei sinkender Sonne hoch oben, von gewaltigen Eisspitzen umgeben, im freudigen Bewußtsein, dem geliebten Lande wieder nahe zu sein, das er über die steilen Felswände hinunter in der Tiefe zu erkennen vermochte. Er gedachte der Zeiten, da diese Berge große Ereignisse geschaut, von den alten Cäsaren an, bis zu den jüngsten Geschlechtern. Er verstand die Sehnsucht der Altvordern, die es immer und immer wieder nach dem prächtigen Lande des Südens zog trotz den unbeschreiblichen und heute kaum vorstellbaren Mühsalen der Reise, die Züge unserer Kaiser, die ihres Volkes beste Kräfte an seine Eroberung setzten, obgleich sie wußten, daß hinterlistiger Tod und tückische Krankheit des mit den Bewohnern verbündeten Bodens ihrer dort warte, obgleich der deutschen Gräber genug in allen Marken des Landes ihren Augen sich darboten von Mailand und Pisa im Norden bis Neapel und Palermo im Süden.

Er sah die Straße, welche einst Pipin's und des eisernen Karl Heere aus dem Frankenland nach Pavia gezogen, er sah mit Schmerz und Theilnahme an den schauerlichen Abgründen hinab, den Pfad, den ein deutscher König im harten Winter, von Allen verlassen, mit Weib und Kind hinuntergestiegen, dort drunten im wälschen Lande Buße zu thun vor dem römischen Priester. Ein Jahrhundert später sollte ihn ein anderer deutscher Herrscher, dem Dolche in Susa durch deutsche Treue und Aufopferung entronnen, flüchtig heraufsteigen. Ein Jahr darauf widerhallten die Berge vom Lärme deutscher Waffen, welche den Mordversuch am großen Staufenkaiser rächen sollten, vom Klange deutscher Stimmen aber fort und fort bis zu dieses Jahrhunderts Beginn, wo unglückliche Gefangene, soweit sie nicht im Elend gestorben waren, diese Straßen nach französischen Festungen zogen. Wer wollte sie alle zählen, die mit Waffengewalt von hier aus dem italienischen Lande sich genähert haben, wer die Stätten, da sie gefallen sind, auch nur alle wissen?

Doch Eines noch gedachte der Wanderer, eines ritterlichen fürstlichen Jünglings seiner Heimath, welchen ein plötzlicher Tod in dem unseligen Lande mitten aus hohen Entwürfen herausriß. Alle jene Anderen waren mit Gewalt, das Schwert in der Hand über die Berge herübergekommen, um Tod und Verwüstung zu bringen; das Land hatte sich gerächt und ihnen den Tod gegeben. Auch er war vom Frankenland her die burgundische Straße gezogen und hatte fröhlich den Mont Cenis überstiegen, da er ein großes Werk zu vollbringen gedachte. Wohl trug auch er das Schwert, wohl schwang auch er die Fahne; doch die Waffe war gezogen für die bedrängte Christenheit, das goldene Panier trug das rothe Kreuz. Nicht die Ruhe zu stören war er gekommen; vielmehr hatte er, um Frieden und Einigkeit zu schaffen, schweres Gelübde über sich genommen. Ihn haben, mitten im erfolgreich begonnenen Werke, die deutschen Gefährten drunten in Piemont an den Po-Ufern betrübt in's Grab gesenkt.

Es war der junge Markgraf Bernhard von Baden, der zweite seines Namens, der Selige genannt, eine der edelsten und beliebtesten Erscheinungen jener begeisterungslosen armseligen Zeit, da ein dritter Friedrich auf deutschem Throne saß. Ein Sohn des Markgrafen Jakob des Ersten war er in der schweren Zeit, als die französischen Raubhorden der Armagnacs die deutsche Grenze verheerten und zu Basel die Väter des Konzils die Kirche zu zerreißen drohten, in nächster Nähe dieser Orte aufgewachsen. Alte Chronisten erzählen, er habe, wie seine Brüder Karl und Georg, eine vorzügliche Erziehung erhalten und sei »ein Herr geworden von vortrefflichen Gemüthsgaben, sehr schöner Gesichtsbildung und ansehnlicher*) Leibesgestalt«, mit allen Tugenden der Seele geziert.

Mit 18 Jahren ward er Statthalter der vorderösterreichischen Lande und von Friedrich dem Dritten mit den wichtigsten Aufträgen betraut. Die Zeit war voll des Lobes seiner Milde, seines Verstandes, seiner Pflichttreue und Gerechtigkeit, die ihn nie ein Tagewerk abschließen ließ, ohne daß sein Schlaf der letzte Schlaf sein durfte. Sie glaubte ihn zu hohen Dingen berufen: der Kaiser war sein Schwager, König René von Neapel, Herzog von Lothringen, sein Oheim, Karl VII von Frankreich sein Vetter. Durch den Ruf seiner Tugenden bewogen, bot ihm der Letztere seine Tochter, die schöne Margaretha, zur Gattin an, und das Verlöbniß wurde geschlossen. Da that Bernhard einen Schritt, der unserer Zeit befremdlich, ja unbegreiflich erscheinen muß: er übergab die Regierung seiner Lande in der unteren Markgrafschaft seinem Bruder Karl, theilte seine Schätze in drei Theile, deren einer für die Armen, ein anderer für die Kirche, der letzte für seine Umgebung bestimmt war, und zog sich, festen Entschlusses, sein Leben Gott zu weihen, in die Einsamkeit zurück.

Was mag den edlen Jüngling, welchem das Leben das Schönste und Beste bot, zu solcher That getrieben haben? Frömmelnde Schwäche, wie sie bei einem entarteten Karolinger zu finden war, oder jugendliche Schwärmerei, wie bei einem dritten Otto? Die Thätigkeit seines vorangehenden Lebens,

*) = ansehenswürdig, bewunderungswürdig.

das Lob seiner Regententugenden im Munde der Zeitgenossen, die hohe Selbstverläugnung des folgenden Jahres sind ein Zeugniß seines verständigen Sinnes, seines starken Charakters, die ihn eines solchen Vorwurfes überheben. Oder war es eine Schuld, wie sie so manchen Herrn Italiens in's Kloster trieb, um die Ruhe des Gewissens und die verlorene Seligkeit zurückzubeten? »Niemanden hat er wehe gethan, Niemand verletzt, Niemand Schimpf oder Leid zugefügt.« Also sagt der Chronist. Oder war es Uebersättigung an den Genüssen des Lebens wie bei einem spanischen Karl? »Er verachtete die Welt mit ihrer Lust« sagt der Biograph.

Was uns befremdlich und tadelnswerth, ja als eine Anklage erscheint, war dem Mittelalter natürlich und lobenswerth, eine gebotene Pflicht. In die Einsamkeit trieb den Jüngling jene Lehre der Kirche, der seine Ahnen als fromme Christen stets treu gehorsam gewesen waren, daß äußere Demüthigung, Verachtung der Welt und Selbstentsagung das höchste und schönste Ziel menschlichen Strebens sei. Was gilt heutzutage, in den Zeiten der Aufklärung und der Trennung der Kirche, der Name eines Heiligen? Den Einen ist er ehrwürdig, den Anderen gleichgiltig, Andern anstößig oder gar lächerlich. Damals aber war er ein Name, der über alle Namen ging, vor dem alle Knie sich beugten, dessen Hoheit auch über kaiserlicher Hoheit stand, denn sein Träger war nicht blos im Leben, sondern auch im Tode, nicht blos auf Erden, sondern auch im Himmel mächtig. Damals wurde die Kirche in ihrem wohlverstandenen Vortheil nicht müde, den Besitzenden das Evangelium vom reichen Jüngling vorzuhalten und St. Francisci Legende zu erzählen; nicht müde, in ihren Bildern weltentsagende, abgezehrte Heilige darzustellen, wie sie, von Engeln umschwebt, auf den Wolken zum Himmel emporsteigen, wo sie für freiwillige Erniedrigung himmlische Erhöhung erlangen, und das um so eifriger, je seltener solche Heilige wurden.

Es waren das wahrlich seit alten Zeiten im deutschen Vaterland, dieser treuesten Tochter der Kirche, nicht die schlechtesten Männer gewesen, die solche eindringliche Mahnungen der Religion ernst nahmen und in der rohen gewaltthätigen Zeit Selbstüberwindung genug besaßen, Alles von sich zu werfen, um den höchsten Preis zu erringen, der nach ihrem Glauben dem Menschen werden konnte. Waren sie zuvor Helden des Schwertes gewesen, so schienen sie sich jetzt nicht weniger Helden des Geistes zu sein und hatten ein Recht dazu, denn Ritter und Mönch waren im Mittelalter durchaus verwandte Begriffe — man denke nur an die geistlichen Orden — und daß, »wer sich selbst bezwingt, tapferer sei als Löwensieger und Weltbezwinger«, werden auch wir ihnen zugeben, nur daß wir diesen Sieg in der Welt, nicht außer ihr errungen sehen wollen.

Dem fürstlichen Jüngling leuchtete das Vorbild seines Oheims Hermann voran, auch sein Bruder Georg hatte kurz zuvor den Purpur niedergelegt, der Herzog von Sachsen hatte seiner Krone entsagt und sich dem Dienst der Kirche gewidmet, deren innerer Zustand damals, ganz abgesehen von äußeren Bedrängnissen, jedem wohlmeinenden Christen die ernstlichsten Besorgnisse einflößen mußte und zu einer Besserung edeldenkende Diener höchst nöthig hatte.

Ihnen folgte Bernhard nach. Die Zeitgenossen aber haben ihn, je höher er gestanden, je reiner seine Beweggründe gewesen waren, je schwerer ihm nach menschlichem Ermessen der Schritt geworden sein mußte, um so begeisterter, und nach ihrer Ueberzeugung mit Recht gelobt.

Er wollte, ein zweiter Hieronymus, in der Einöde leben. Das Schicksal und sein Kaiser meinten es anders und gaben ihm einen edleren Beruf, ein menschlich schöneres Ende.

Die Ostsee-Provinzen im Reformations-Zeitalter.

Ein Vortrag

Von E. Winkelmann

— Heidelberg. —

(Schluß.)

Nicht besser machten es die katholischen Bischöfe. Sie lebten in steter Angst, daß es heute oder morgen mit ihrer bischöflichen Stellung einmal aus sein könnte, und da sie zu derselben gewöhnlich nur mit bedeutenden Kosten gelangt waren, so ist es von dem rein geschäftlichen Standpunkte, den sie nun einmal einnahmen, ihnen nicht eben zu verdenken, daß sie ihr aufgewandtes Geld nicht verloren geben wollten. Wie viel Spott haben sie deswegen nicht ertragen müssen und wie gerne haben sie ihn ertragen, wenn die Spekulation glückte. Denn waren sie endlich auf die Kosten gekommen und hatten sie darüber gar noch etwas Erkleckliches hinter sich gebracht, nun dann sagten sie dem Lande Lebewohl auf Nimmerwiedersehn! und fort ging's heim zum Schinken und Pumpernickel Westfalens. Dort traten sie gewöhnlich zur protestantischen Kirche über, nahmen ein Weib und hatten schließlich das Vergnügen, daß ihnen abendrein ihre bischöfliche Würde von ihrem Nachfolger abgekauft werden mußte, der seinerseits es nicht anders machte und nach wenigen Jahren sich ebenfalls in Westfalen einfand. Fast alle Bisthümer des Landes haben durch derartige Bischöfe schwer zu leiden gehabt. Indessen da nach der Annahme der Reformation ihr geistlicher Einfluß ziemlich geschwunden war, mögen sie als Seelenhirten wohl weniger geschadet haben, als überhaupt durch ihr Beispiel und durch ihre schlechte Wirthschaft als weltliche Regenten.

So sah es in der Mitte des 16. Jahrhunderts bei den Landesherren aus, und nach dem alten Sprichworte: »Wie der Herr, so der Knecht« werden wir vollständig berechtigt sein, darnach auf den sittlichen Zustand der Regierten einen Schluß zu machen. Man sollte nun freilich erwarten, daß die Reformation und die von ihr ausgehende geistige Bewegung auch in sittlicher Beziehung reinigend und erhebend habe wirken müssen, wie sie an andern Orten denn auch so gewirkt hat, obwohl weniger als man im Allgemeinen glaubt. Aber in Livland ist ihr Einfluß in der That sehr gering gewesen und es scheint, als ob die Leichtigkeit, mit welcher sie dort Eingang fand, viel dazu beigetragen hat, daß der Werth und die Bedeutung des neuen Gutes für's Erste wenigstens nicht recht gefühlt wurde, nicht eher als bis man in Gefahr lief, es wieder zu verlieren, und ernstliche Anfechtung um dasselbe zu erdulden hatte. Livland aber hatte die alte Kirche aus- und die neue Kirche angezogen, wie ein fertiges Gewand, und daher ist selbst eine gewisse Kirchlichkeit in der ersten Zeit nicht gerade zu spüren, geschweige denn eine innere Umkehr oder eine Aenderung der Lebensweise. Rüssow erzählt uns, daß an den drei Sonntagen nach Ostern der Nachmittagsgottesdienst regelmäßig ausfallen mußte, weil Jedermann sich lieber bei dem Vogelschießen, als in der Kirche einfand, und daß überhaupt der Einfluß der Religion auf das Leben der Gemeinde gleich Null war, darüber hat er fast auf jeder Seite zu klagen. So war es in der Stadt Reval, wo doch deutsche Prediger zu deutschen Gemeinden redeten; viel schlimmer aber stand es auf dem Lande und besonders bei den Bauern, deren Zustand nothwendig unser tiefes Mitleiden erregen muß.

Wie — wird man fragen — ist denn im Livlande der geistige und sittliche Einfluß ganz ausgeblieben, der sonst überall, wo Deutsche in fremdem Lande erschienen sind, sich in segensreichen Folgen geltend gemacht hat? Das ist keineswegs der Fall gewesen und es läßt sich unmöglich verkennen, was im Laufe der Jahrhunderte dort auch in Bezug auf die Eingeborenen geschehen ist. Mag es aber, wenn man den Maßstab von willkürlich gewählten Möglichkeiten hernehmen will, nach Ansicht der Einen viel, nach Ansicht der Anderen doch nur

wenig gewesen sein, das steht doch unzweifelhaft fest, daß ohne die kleine Zahl der Deutschen, die sich dort in Land und Stadt ihr Haus gebaut haben, für die Kultur der Eingeborenen, wir können es getrost aussprechen, rein gar nichts geschehen wäre. Das soll dabei nicht geläugnet werden, daß es auch Zeiten gegeben hat, in welchen die deutschen Kolonisten ihren civilisatorischen Beruf mehr oder weniger verfehlt und verkannt haben; vielleicht ist dies gerade im Zeitalter der Reformation am meisten geschehen und vielleicht sind gerade durch die Einführung der Reformation die Undeutschen in ihrer Entwickelung nicht nur nicht gefördert, sondern sogar zurückgebracht worden — denn da man, wie gesagt, die Reformation als etwas Fertiges von Außen her überkam, war es unmöglich, auf der Stelle im Lande selbst die gehörige Zahl der Seelsorger zu finden, und es mußten die meisten aus Deutschland berufen werden. Den Tüchtigeren von diesen, die etwa von Luther selbst oder seinen guten Freunden empfohlen waren, fielen natürlich die besseren und angesehenereren städtischen Pfarren zu; auf dem Lande aber hat man wohl in der Regel Jeden genommen, der sich meldete, und sich noch glücklich geschätzt, überhaupt einen Pfarrer zu haben. Wie wenig ängstlich es damit sogar noch im 17. Jahrhunderte genommen wurde, geht aus der Lebensgeschichte des berühmten und berüchtigten Pfarrers Boekler hervor. Dieser Mensch von unbekannter Herkunft wurde im Jahre 1669 Adjunkt zu Goldenbeck in Estland, in demselben Jahre aber Pastor irgendwo in Livland und 1670 in Leal. Zwei Jahre später ging er nach Deutschland, wo er sich zu Altona einer schwärmerischen Sekte anschloß, aber noch in demselben Jahre taucht er in Wilna als Professor am Jesuitenkollegium auf. Trotzdem finden wir ihn 1674 wieder in Estland; er schwört in der revalschen Domkirche den katholischen Glauben ab und wird nun Adjunkt und später Pfarrer in Kusal. Nach ärgerlichen Scenen in seinem ehelichen Leben verläßt er 1689 zum zweiten Male Estland und trat in Köln zum zweiten Male zur katholischen Kirche über. Dennoch ist ihm noch lange Zeit nach seiner Entfernung die Stelle eines lutherischen Predigers in seiner estländischen Dorfgemeinde offen gehalten worden. Nun wenn noch im 17. Jahrhundert der Mangel an Predigern dort zu Lande so groß war, daß man Menschen wie Boekler auch nur einen Augenblick ertrug, mögen wir daraus abnehmen, wie wenig man im 16. Jahrhunderte zu wählen gehabt haben wird. So kam es, daß die meisten Landpfarrer Ausländer waren, welche die Volkssprache nicht reden konnten und deßhalb getrost deutsch predigten, wenn sie überhaupt noch predigten; was kümmerte sie es, daß die Bauern sich des Kirchenbesuchs entwöhnten und daß die Kirchen leer, die Krüge aber voll waren. Da hatte das alte Lied, das uns aus jenem Jahrhunderte überliefert ist, seine volle Berechtigung:

„Ich bin ein liffländischer Bauer,
Mein Leben wird mir sauer — —
Ich gebe dem Pastor die Pflicht,
Und weiß von Gott und seim Wort doch nicht."

Viele Pfarrer thaten nichts Anderes, denn daß sie von einem Eingepfarrten zum andern und unter den Bauern umherzogen und sich wohl traktiren ließen. »Wer ein lustiger Mann und voller Schwänke war und ein Gelage fröhlich machen konnte und also redete, wie sie gerne hörten, das war — sagt Rüssow — ein rechter Prediger für dies Volk.« Inzwischen aber wandte sich die Masse des Volks im 16. Jahrhundert wieder mehr als früher den im Geheimen bewahrten heidnischen Sitten und Gebräuchen zu; im wunderlichen Wechsel wurden, da die lutherische Kirche das religiöse Bedürfniß nicht zu befriedigen wußte, bald die katholischen Klöster und Ablaßörter, bald die altheidnischen Opferstätten von der Menge aufgesucht, Christenthum und Heidenthum gingen bei ihnen völlig in einander über, alle Bande der Zucht lösten sich und allgemeine Verwilderung war die Folge. »Der größere Haufe wußte, um Rüssow reden zu lassen, von keinem Ehestande (mehr). Denn so einem Bauer sein Weib alt oder krank wurde oder ihm auch sonst nicht länger behagte, machte er dasselbige Weib wohl von sich verstoßen und ein anderes wiederum nehmen. Und wenn sie gefragt oder von Jemand gestraft wurden, daß sie so außer dem Ehestande lebten, gaben ihrer Etliche solches zur Antwort: Es wäer eine alte livländische Gewohnheit, so hätten ihre Väter auch gethan. Etliche sprachen, daß Diejenigen, so vor dem Altar mit ihren Weibern nicht getraut seien, ebensowohl Brod äßen als die Eheleute. Etliche sprachen: Thun doch unsere Herren und Junker also, warum sollte es uns denn mehr verboten sein?«*) Wir sehen, einheimische Sitte, Gleichgiltigkeit und Feindschaft gegen das Christenthum und seine Moral und vor Allem das schlechte Beispiel der herrschenden Stände haben zusammengewirkt, um zur Zeit der Reformation den Bauernstand in eine Verworrenheit der sittlichen Begriffe zu stürzen, aus welcher die folgenden Jahrhunderte Mühe gehabt haben, ihn wieder herauszuarbeiten. Freilich hat es auch schon zu jener Zeit nicht ganz an Solchen gefehlt, die nach Kräften der einreißenden Verwilderung zu steuern bemüht gewesen sind. Ausdrücklich wird uns berichtet, daß »etliche vom Adel in Betrachtung des Seelenheils und der Seligkeit ihrer armen Bauern eigene Prediger, der undeutschen Sprache erfahren, auf ihre eigenen Unkosten und Besoldung in ihren Höfen gehalten haben, welche alle Sonntage die Bauern und das Gesinde mit der Lehre des Katechismi unterrichten mußten. Und etliche tugendsame Wittwen und Matronen vom Adel haben sich auch nicht geschämt, in Ermangelung eines Pastors bei der Kirche, ihren Bauern und ihrem Gesinde in ihren Höfen die fünf Stücke des Katechismi auf undeutsch vorzulesen und sie zu aller Gottesfurcht zu vermahnen.« Verschollen sind leider die Namen dieser braven Männer und Frauen, aber wir wollen dennoch der Namenlosen in Ehren gedenken, die mitten im Strudel der Pflichtvergessenheit bei der rühmlichen Erfüllung ihrer Pflichten ausharrten, — die sich durch nichts, auch nicht durch Erfolglosigkeit, abschrecken ließen in der Art zu wirken, wie sie es für Recht erkannt hatten, für Zucht, Sitte und Religion, — die unverdrossen und unbeirrt im fernen Lande allein den Beruf und die Ehre des Deutschthums gewahrt haben.

Aber es ist schon gesagt worden, daß Rüssow, der fast allein unsere Quelle ist, hier und da offenbar zu streng geurtheilt hat, z. B. wenn er nicht genug über die großartige Verschwendung der Adeligen und der Bürger, über ihre vielfachen und langen Schmausereien und Trinkgelage, über die Maßlosigkeiten bei Hochzeiten und Kindtaufen, die damals anständiger Weise immer am Sonntage gefeiert wurden und eine Vorfeier am Sonnabend und eine Nachfeier am Montag haben mußten, oder wenn er über Anderes der Art zu klagen weiß. In der That, er unterscheidet nicht scharf die einzelnen Ausschreitungen von dem, was Zeit, Mode und Volksthümlichkeit mit sich brachten. Aber im großen Ganzen hat er doch wieder Recht und es geht auch aus dem, was wir anderswoher wissen, deutlich hervor, daß Adel und Bürgerschaft von der allgemeinen Verderbniß, die von oben her ausging, nicht frei geblieben waren und sie ihrerseits weiter nach unten hin verpflanzt haben; auch diesen beiden Ständen waren Rohheiten, grobe Ausschweifungen und Gleichgiltigkeit gegen jedes Sittengesetz so sehr an der Tagesordnung, daß man kaum noch über Einzelnes sich aufhielt und verwunderte. Es muß auch mit diesen Ständen schlimm gestanden haben, wenn einsichtige Männer äußerten: »Im Lande lerne die Jugend nichts als Trinken, Schwelgen und andere Laster mehr« und: »sie wollten Niemand rathen, daß er seine Söhne lange in Livland bei sich behalten sollte; denn sie lerneten zu Hause nichts, und wenn sie gleich was lerneten, so wäre doch ein hausgezogen Kind wie ein Rind und unerfahren, wenn es noch so klug (begabt) wäre«. Aber die Jugend und das

*) Aus welchem Grunde die Herren bei den Bauern das Leben in wilder Ehe begünstigt haben, möge man bei Rüssow nachlesen.

Deutschthum des Landes überhaupt kam in eine Zuchtschule, die anders war, als jene Männer je sich hatten träumen lassen. Unter den furchtbaren Drangsalen eines 26jährigen Krieges wuchs eine neue kernhafte Generation heran, nüchtern, sparsam und ernst, welcher sowohl der behagliche Wohlstand der vorigen Friedenszeit als auch die sittliche Versunkenheit derselben fremd blieb.

Die Katastrophe ist nicht plötzlich gekommen. Das von Osten heraufziehende Ungewitter hat sich in immer drohenderen Schlägen angekündigt, und doch war man vollständig überrascht, als es sich endlich wirklich entlud. Schon daß der Czar Iwan Wassiliewitsch den im Jahre 1551 abgelaufenen Waffenstillstand nicht wieder erneuern wollte, hätte zur Warnung gereichen müssen; da er aber zunächst nichts Feindliches gegen Livland unternahm, sondern sich vielmehr gegen die Wolga wandte, schien die Gefahr, wenn sie überhaupt erkannt wurde, noch in weiter Ferne zu liegen; überdies verließ man sich darauf, daß Iwan aus Respekt vor dem römischen Kaiser und dem deutschen Reichstage nicht leicht einen Angriff auf einen Theil des Reiches wagen würde. Wie großartig erscheint solcher Kurzsichtigkeit gegenüber der moskowitische Czar, dessen gesammtes Thun deutlich seine Erkenntniß beweist, daß an den Ufern der Wolga der Grund gelegt werden müsse zur Herrschaft an der Düna, zum Mitgenusse der Ostsee. Wahrhaftig, es ist nicht Schuld oder Verdienst der Deutschen gewesen, daß seine kluge Berechnung schließlich doch zu Schanden wurde. Deutsche Kaufleute führten ihm über Iwangorod Geschütz und Munition in ungeheuern Massen zu, deutsche Büchsenmeister lehrten es ihn brauchen, mit Hilfe ihrer Kunst hat er 1552 Kasan, 1553 Astrachan eingenommen. Es liegt eine tiefe Wahrheit in dem, was die besiegten Tartarenfürsten sieben Jahre später dem gefangenen Ordensmeister Fürstenberg und seinen Genossen zuriefen, als die Unglücklichen in Moskau zur Schau gestellt wurden: »Ihr deutschen Hunde, euch geschieht eben recht, denn ihr habt erstlich dem Muskowiter die Ruthe in die Hand gethan, da er uns mit gestäupt hat; nun stäupt er euch selber auch damit.« Die Ostseeprovinzen sollten bald merken, daß Iwan durch die Eroberung der Wolgareiche sich nur den Rücken hatte frei machen wollen, um seine Augen ungestört auf den Westen richten zu können; seitdem sehen wir ihn langsam und bedächtig — denn er hat Zeit und die Beute entgeht ihm nicht — Masche auf Masche an dem Netze zuziehen, in welchem die so sicheren Deutschen sich fangen sollten. Welch ein Gegensatz! Auf der einen Seite die Einheit eines mächtigen Willens, auf der anderen Vielköpfigkeit und Zwietracht; dort die Richtung auf ein bestimmtes Ziel stets festgehalten, hier eben so regelmäßig Ungewißheit und Schwanken in allen Maßregeln; bei Iwan die festeste Zuversicht auf einen glücklichen Erfolg, bei den Deutschen aber von vornherein die Ahnung des Untergangs; dort Kraft und das Bewußtsein derselben, welches den Mächtigen nur zu oft zur Rücksichtslosigkeit und Brutalität fortreißt, hier nur demüthige Kriecherei, Mißtrauen in die eigene Kraft und feige Falschheit, die nur hinterrücks auf diplomatischem Gebiete sich zu siegen getraut. Dem Eroberer kommt der fabelhafte Leichtsinn, mit welchem die Deutschen in den »guten faulen Tagen Livlands« sich über die Gefahr hinweggesetzt hatten, vortrefflich zu statten*); ihre innere Uneinigkeit arbeitet ihm vor und die unglaubliche Treulosigkeit der livländischen Landesherren umgibt im entscheidenden Momente seine Fahnen mit dem Heiligenschein der gerechten Sache. Der livländische Ordens- und Bischofsstaat war politisch wie moralisch für den Untergang reif.

Wohl haben die Ostseeprovinzen im Verlaufe des nun folgenden Ringens, bei welchem Deutsche, Russen, Schweden und Polen auf ihren Feldern sich tummeln, ihre nationale Selbstständigkeit für immer verloren, aber doch nicht so, wie Iwan gerechnet hatte. Vollständig zu Grunde gerichtet und bis auf den Tod durch die wiederholten Anfälle barbarischer Horden geängstigt, haben sie Rettung nicht in der Unterwerfung unter den czarischen Scepter, sondern in der Verbindung mit den gesitteteren Reichen des Westens, mit Polen und Schweden, gesucht und gefunden. Es war eine unendlich weise Fügung, daß es so kam, ein Glück gleich sehr für Rußland als für die baltischen Provinzen. Denn nur so, wie es gegangen ist, konnte die abendländische Kultur, deren Träger und Vermittler für den Osten die Deutschen an den Gestaden des baltischen Meeres nun einmal sind, vor nutzloser Zertretung geschützt und für eine spätere Zeit aufgespart werden, in der Rußland besser als im 16. Jahrhundert diese Kultur zu würdigen und zu benutzen verstanden hat.

*) Während er sich 1555 auch mit den Schweden abfindet, gab es auf dem Landtage zu Pernau nichts Wichtigeres zu thun, als das Ceremoniel bei adeligen Tänzen zu bestimmen.

Reisebriefe.

Von A. v. Eichthal.

XII.

Gesegnet der Spanier, der mir gerathen, statt des direkten Abendzuges einen früheren zu benützen, um bei Tage die Vega von Valencia zu durchdampfen. Gesegnet die Stunde, in der ich diesem Rathe gefolgt, statt mich am ersten Tage von des feinen alten Franzosen Ausruf bestimmen zu lassen: »Mon Dieu, Madame! Sie haben in Italien so viele Orangenbäume gesehen. In der Vega sehen Sie weiter nichts als was Sie schon kennen. Il n' y a de quoi vous déranger.« — Nebenbei erinnerte es mich an jenen Reisenden, der, aufgefordert, in Rom die Museen zu besuchen, damit ablehnte: »Ich danke! Museen habe ich schon in Mailand und Florenz gesehen.« Und ist's mit der Natur nicht ebenso? Wo gleicht sie sich? Wo träte das scheinbar Gleiche nicht stets in neuer Gestalt auf?

Diesen Unterschied hatte ich jetzt volle Muße wahrzunehmen, als der Zug mit spanisch-majestätischer Grandezza langsam durch die Gemüsefelder rollte, in denen Artischoken, Bohnen, Erbsen und dergl. mehr dichtgedrängt grünten und reiften, hie und da von einer einzelnen Palme überragt.

Allmälig sammelten sich diese zu Gruppen und beschatteten in der weiten, immer größere Ueppigkeit entfaltenden Ebene einzelne Landhäuser und Dörfer, die in der hellen Abendluft unter Paradiesesschwingen zu ruhen scheinen. Im fernen Westen begrenzten die Berge in langen Linien, wie eine Wolkenwand, den Horizont. Im Osten, wo die reiche Flur sich bis zum Meere erstreckt, zeigte sich ein blau schimmernder Fels. — Jetzt stehen im gelockerten Erdreich Orangenbäume unabsehbar in Reih und Glied; der Boden glänzt golden von den abgefallenen Früchten; das feste helle Laub umhängt bis herab jeden einzelnen Stamm in weitem Kreise. Der Eisenbahn-Zug streift die Zweige, die rauschend zurückschnellen und ihre herrlichen Früchte der verlangenden Hand neckisch entziehen.

Wenn irgendwo auf Erden, ist hier der Hesperidengarten zu finden und Herkules nicht umsonst in Spanien der vielgenannte Städtegründer, der aus dem alten Phönizien herübergeschifft, diese Goldäpfel zu pflücken.

In nie gesehener Pracht blitzt es millionenfach aus dem dichten glänzenden Geäste, das jeden Baum in eine Laube verwandelte. Dazwischen die Stationen mit ihren Dörfchen, im lockern, durchregneten Boden fast versunken, von hübschen Kirchenbauten begleitet. Den Höhepunkt üppigen Gedeihens erreicht die Ebene um Alcira herum nach etwa $1^1/_2$stündiger Fahrt. Dort sind die Zwischenräume sogar noch von Getreide und Gemüsen ausgefüllt. Unter Palmen wächst dort Zuckerrohr; Agaven und Cactus Opuntia bilden Hecken an vielen Orten.

Zugleich nimmt die Natur einen neuen landschaftlichen Charakter durch die kahlen Bergzüge an, die vom Meere

aus, schroff gegliedert, von sanfteren Vorbergen begleitet, daherkommen. In der Nähe löst sich ein vereinzelter Kegel aus ihnen heraus und trägt eine Einsiedelei mit einer Kirche auf seiner Spitze.

Bald darnach zeigte sich am Berghange ein Städtchen mit zwei Kastellen gekrönt; das eine neu, das andere alt, von Schanzmauern aufwärts flankirt. Der Mond, der inzwischen eine kleine Eklipse durchgemacht, kam eben recht, schlau und voll wie das Antlitz des Sancho Pansa, daraus hervor und glänzte golden vergnügt das romantische Bild an.

»Játiva«! rief der Schaffner. Ich stieg aus und stand vor der Heimath der Borgia.*)

Unheimliche Schatten fielen jetzt auf den bisher entzückend aussehenden Ort, den eine wagenlose Fahrstraße von unergründlichem Schmutze mir trotz wiederholter Versuche unzugänglich machte.

Aus war es mit dem Besehen des feudalen Städtchens, das nach so manchen blutigen Schicksalen in den Maurenkriegen schließlich durch seine eiserne Anhänglichkeit an Oesterreich im Erbfolgekriege von Philipp V. zerstört und sogar seines maurischen Namens beraubt, ungebeugt wiedererstanden ist und seinen Königsnamen (San Felipe, in unbewußter Ironie ertheilt) verächtlich abgeworfen hat. Wildes Sarazenenblut, wie es überhaupt in den Adern dieser Valencianer rollt.

Ich sah mich nach dem Wartesaal um. Der Träger versicherte, dort sei meines Bleibens nicht. (In der Folge, als ich ihn zur Abfahrt betrat und einem Stalle ähnlicher als einem Zimmer fand, mußte ich ihm Recht geben.) Er aber wolle mich nebenan zu einer Señora führen, wo es mir gewiß gefallen und an nichts fehlen werde.

Was thun? — Ich folgte dem gefälligen Wegweiser und trat in einen gewölbten ebenerdigen Raum, darin vornen neben Fässern Wein ausgeschenkt wurde; im Hintergrunde saßen nebenan eine stattliche Frau und ein schmächtiger Jüngling, sich wärmend am Kohlenbecken. Ich stand — es ließ sich nicht läugnen — in einer Kneipe! Und vor mir kneipten sogar stehend mehrere Männer, unter vergeblichem Bemühen, den Jüngling am Kohlenbecken zu sich zu locken. Den Anstand mußte man sehen, mit dem ich empfangen wurde; die wohlwollende Würde, mit der die Matrone sich erhob, um mich willkommen zu heißen und ihr Haus zu meiner Verfügung zu stellen. Sofort zauberte man mir Tisch und Stuhl herbei, gab mir den besten Winkel abseits, wo ich der Schenke entrückt war, schob die Kohlen näher und entriegelte in der Wand den — Herd, um die weichen Eier (die ich als reinlich Sicherstes bestellt) zu kochen. Die Vorrichtung war mir eben so neu als sie mir praktisch dünkte, und zeigte den Fayenceherd wie einen Wandschrank ohne Raumvergeudung eingemauert.

Indeß so glatt sollte es doch nicht ablaufen. Der Jüngste und seinem Anzuge wie Benehmen nach, hätte ich trotz des Paradoxons fast gesagt, Gebildetste der pokulirenden Gruppe, dem der feurige Rebensaft seiner Heimath bereits das Konzept verwirrt, ließ es sich nämlich nicht nehmen, auf die Wirthin zuzusteuern und diese zu fragen, ob ich spanisch verstehe. Trotz ihrer ausweichenden Antwort wandte er sich dann zu mir und hub mit schwerer Zunge an: »Sie sehen in mir den Unglücklichsten auf Erden, denn ich muß im Schweiße meines Angesichts mein Brod verdienen. Ja, Ja, Brod verdienen. Sie aber, o Señora, verstehen meine Sprache leider nicht, sonst —«.

Mit sanfter Gewalt entzogen seine Gefährten ihn hier meinem Gesichtskreis und begannen im Chor Volkslieder zu schreien, denn Gesang war das nicht zu nennen, um ihn zu beschäftigen. Zugleich erzählte mir der nette stille Jüngling am Kohlenbecken, daß heute Abend in der Stadt von Dilettanten der vierte Akt des Don Jouan Tenorio gegeben werde und er sich viel Genuß davon verspreche.

»Don Juan Tenorio!« — Wie das klang!

Jetzt saß ich bei meinem frugalen Imbisse, Doña Carmen, die zuthunliche Matrone vor mir, — auf einmal steht der »Unglücklichste auf Erden« wieder da, seine Genossen stolz abwehrend, die ihn vergeblich zurückhalten wollen, und hebt, tragisch in seinen Mantel drapirt, an: »Diese Señora scheine ich mit meinen Worten beleidigt zu haben. Sie versteht aber meine Sprache nicht, denn sonst wüßte sie, daß meine Seele sie hoch achtet und verehrt.« Erneuerter glücklicher Versuch der Anderen entrückte ihn mir nochmals. Als er in immer kürzeren Pausen, aber immer mit demselben Refrain wieder kam, zungen seine Freunde ihn endlich zur Thür und in das Kothmeer hinaus, in dem sie Gottlob mit ihm verschwanden.

Das kleine Zwischenspiel hatte mich, trotz eingefleischter Angst vor Betrunkenen, nicht im mindesten beunruhigt, so geschützt hatte ich mich in Gegenwart der Anderen, besonders den Hausfrau gefühlt, deren beschwichtigende würdige Art von sichtlicher Wirkung auf den Sinnlosen gewesen war.

Nunmehr, nachdem wir allein waren, erzählte sie bedauernd, welch' Herzleid der sonst wohlerzogene Mensch seinen wohlhabenden Eltern durch dies Laster anthue, dem er alle Feiertage fröhne; sonst sei er am Gerichte als Schreiber thätig und ordentlich und sittsam wie Einer. »Nur Feiertags?« fragte ich verwundert. »Welchem Feiertag zu Ehren geschah es denn heute?« Da sah die brave Frau mich groß an. »Ist denn heute nicht der Tag der unschuldigen Kindlein?« — »Ja so!« rief ich, wie mich besinnend. Gibt es Bezeichnenderes, als solch' symbolischen Mordtag der Unschuld festlich zu begehen? — Oder soll es die Freude bedeuten, daß der Heiland dabei verschont geblieben? Ich saß verblüfft und wurde es noch mehr, als ich erfuhr: dieser selbe Tag sei in ganz Spanien zu all dem Schabernak auserlesen, den wir am 1. April unseren Freunden anzuthun lieben. Mitunter steigert dieser Scherz sich bis zu politischen Wirren, als dem in Spanien dankbarsten Thema, und eben an jenem Tage soll in einer der südlichen Hauptstädte sich eine ganz tolle Scene abgespielt haben mit Ab- und Wiedereinsetzen des Bürgermeisters (da diese hierzulande ihre Würde aus Madrid, nicht von ihren Mitbürgern erlangen). Bei einigem Ueberlegen könnte man sich den Ursprung dieser sonderbaren Eulenspiegelwahl nur insofern erklären, wenn der spanische Volksgeist der hl. Familie Entweichen vor des Herodes Verfolgung und den nutzlosen Kindermord als gelungenes Narren des Herodes ansähe — doch stimmt das nicht zu seinem ernsten Charakter.

Unter solchen Gesprächen war die Zeit zur Ankunft des nächsten Zuges herangerückt. Herzlich forderte Frau Carmen mich auf, bei der Rückreise ihr Gast zu sein. — Ob sie mir den Wandherd als Lager zudachte?

Tageshell schimmerten die Zinnen des malerischen Játiva, als es endlich weiter ging. Das, ihr Götter, war aber ein Weiterkommen! Ich glaube allen Ernstes, jeder tüchtige Fußgänger vermöchte in derselben Zeit von Valencia nach Alicante zu gelangen, die von den Bahnverwaltungen für das Eintreffen der Züge angesetzt ist. Außer der gewöhnlichen Bahnkriecherei und dem langen Halten an allen Stationen trifft den armen Reisenden auf dieser Strecke überdies das Schicksal, in Encina um Mitternacht auszusteigen und mindestens vierthalb Stunden auf Weiterbeförderung warten zu müssen. — Warum? — Weil eine andere Gesellschaft diese Linie betreibt. Dazu stellt keine von beiden dem Publikum auch nur einen Wartesaal zur Verfügung, so daß eine ärmliche, Játiva ähnliche Schenke Aller Zuflucht sein muß.

Wie zwecklos diese unglaubliche Plage außerdem ist, sah ich daran, daß der Schaffner, der mir angeboten, im Wagen

*) Nach dem nahen Candia zwar betitelt, haben sie hier doch gelebt und von hier aus ihre verhängnißvolle Uebersiedlung nach Rom unternommen, nachdem der Oheim als Calixtus III. den Stuhl Petri bestiegen hatte.

zu bleiben, mich noch einer Stunde etwa zum Umsteigen in den angelangten Zug rief, mit dem es dann erst nach drei, sage drei Stunden vom Flecke ging. Im Schneckengang, unter ewigem Anhalten, kamen wir endlich — ich vor Ungeduld ganz ermattet — um 6 Uhr früh in Alicante an.

Eine große, von fernen Berglinien begrenzte Ebene hatte das Mondlicht mir seit Encina gezeigt. Nach der Fahrt in den Gasthof beleuchtete es, meinen Fenstern gegenüber, den kahlen, in gewölbten Kanten abfallenden Festungsfelsen, dessen Mauern, der Form angeschmiegt, auf der einem Tische ähnlichen Platte mit dem Kastell der hl. Barbara imposant die kleine nette Stadt beherrschen. Wie aus Metall gegossen blitzten mich seine Zinnen und Zacken an und bannten mich lange in der lauen Frühstunde an's offene Fenster.

Nachdem Ruhe, kaltes Bad und Frühstück in dem mit Recht berühmten Hotel Bossio ihre Wirkung gethan, verfügte ich mich hinaus über den in Gestalt der antiken Spina (in den Cirken für Bigarennen) angelegten, mit trockenem Springbrunnen gezierten Paseo nach dem Hause des deutschen Konsuls. Zwischen Kartoffeln und Konsuln im Schlafrock ist wohl das ein Hauptunterschied, daß jene in unscheinbareren Hüllen als diese stecken. — Pompös scharlachen ausgeschlagen fand ich den würdigen Herrn, jeder Zoll ein bedächtiger Hamburger (trotz 41jähriger Ehe mit einer feurigen Spanierin), in seinem Comptoir regierend.

Nachdem er sorgfältig mein Schreiben geprüft, erschloß er mir die Geheimnisse seiner Wohnung, unter deren für alle Jahreszeiten klug ausgedachten und behaglich eingerichteten Räumlichkeiten in der zierlichen Hauskapelle der spanischen Frömmigkeit, in dem kühlen akustischen Saale der deutschen Musikliebe gehuldigt wird.

Das Schönste im Hause war jedoch der einzige Sohn dieser harmonischen Mischehe, ein Spanier von vornehmster Haltung und dem feinen ernsten Gesichtstypus, den Van Dyck's Bildnisse so sprechend wiedergeben. Deutsche Bildung sprach dabei aus seinen Worten. Und seine Knaben wiederum, die in der flachen viereckigen Studentenkappe mit der herabhängenden Quaste und dem weiten Mantel eben aus der Schule kamen, lebhafte gelungene Proben von Nord und Süd. Immer noch habe ich diese günstige Mischung an den Sprößlingen deutsch-italienischer Eltern bemerkt; hier nahm ich sie zum erstenmale in Spanien wahr und freute mich daran.

Die kleine, heiße, reinliche Stadt, wie sie, eng um ihren Festungsfelsen geschmiegt, am Meere liegt, war bald gesehen.

Nennenswerth fand ich darin eigentlich nur das im Renaissancestile erbaute Tribunal. Und das besonders des Umstandes wegen, daß es mit vom ersten amerikanischen Golde zu jener Taumelzeit erbaut worden, als man in Spanien die Schatzkammern stützen mußte, damit sie unter der kostbaren Last nicht einbrachen. Die innere Verlotterung des Palastes entspricht den veränderten Verhältnissen. Die purpurnen Damastthüren scheinen zu fragen, was sie da sollen? Ernste spanische Gestalten vergangener Tage hängen verstäubt in der Hauskapelle eingeschlossen.

In den Mischbau von Spätgothik und übertriebener Renaissance des Domes mußten wir förmlich einbrechen. Reich und stillos, wie er ist, voll wächserner und silberner Votivgaben, wunderte ich mich dennoch über die alte Kommode, die häuslich bequem am ersten Pfeiler beim Eingang stand. Solche Ungezwungenheit war mir neu. Um so angenehmer berührte mich der anstoßende Kreuzgang, nicht etwa durch seine Schönheit, wohl aber durch die ihn umwuchernde grüne Wildniß, in deren Mitte ein verfallener Säulenziehbrunnen wie die Schlußvignette einer vergilbten Klostergeschichte stand.

Schön hingegen ist's, vom Paseo an's nahe Meer zu gehen, dessen kornblau-sonnentrunkene Fläche eine dreifache Palmenallee dem Hafen entlang begrenzt, in dem Schiffe verschiedener Art gerade vor Anker lagen.

Ich mußte über des Konsuls Begeisterung worüber wohl? — über den Schmutz! — lachen, der belästigend beim Gehen war. »Sie haben gut lachen,« meinte der alte Herr, »für uns ist das hingegen ein kostbarer, ja entzückender Anblick in diesem dürren Lande. Wissen Sie, daß es jetzt zum ersten Male seit acht Jahren geregnet hat?« Der Gedanke daran machte mir schon heiß, abgesehen von der Sonne, die so brannte, daß ich begriff, wie die Datteln hier reifen. Gegen Abend überzeugte ich mich davon persönlich, als der freundliche Konsul mir seinen 20 Minuten westlich von der Stadt am Meere gelegenen Palmengarten zeigte. Mehr als dreitausend Federkronen wehten dort leise in der Abendluft, die erfrischend über sie dahinstrich. In schweren gelben Büscheln hingen die reifenden Datteln zwischen den Zweigen am Stamme herab. Die reifsten bekam ich zur Probe und zum Andenken in einem Körbchen verpackt mit. Wenn auch kleiner und lange nicht so wohlschmeckend wie ihre afrikanischen Schwestern, sind sie immerhin süß.

Eine arabische Wasserrad-Maschine auf kleiner Anhöhe hinter dem Palmengarten, von einer alten Eselin im Kreise getrieben, um den Wasserbehälter zu füllen, vervollständigte die Täuschung, als stände ich in Egypten. Ein höherer Punkt bot den Ausblick auf Alicantes weiten Hafen, auf das gewölbte scharfe Profil des Festungsfelsens, auf seinen Häuserkranz zu Füßen und die Rebengelände dahinter; Alles glühend in festlichen Farben.

Nach der Rückfahrt trat ein unscheinbarer fremder Mann auf meinen Begleiter zu und sprach ihn unverzagt um — weiter nichts als hundert Cigarren an. Wie dieser daraufhin in seine Tasche langt und ihm fünf Centimes artig anbietet, — die Entrüstung! »Soy rico.« »Ich bin reich!« ruft er stolz, »kann Ihnen selber fünf Centimes schenken.« Spricht's und wandelt grollend von dannen.

Der folgende Morgen sah mich im Postwagen nach Murcia.

Bücherschau.

Die Zeit Konstantin's des Großen. Von Jakob Burckhardt. 2. Auflage. Leipzig. Seemann. 1880. 6 M.

Erst heute, nach 27 Jahren, hat die treffliche Monographie, welche das kulturhistorische Bild einer merkwürdigen Uebergangsepoche, der Grenzscheide zweier Weltalter, und, als Signatur der zum Siege emporringenden Ideen und Mächte der Zeit, die weltgeschichtlich bedeutende aber auch vielgedeutete Persönlichkeit des ersten Christen auf dem Throne der Cäsaren in glänzender Sprache und geistvoller Auffassung beleuchtet, eine 2. Auflage erlebt. Wenn demnach die verdienstliche Arbeit die ihr gebührende Beachtung bisher in weiteren Kreisen noch weniger gefunden hat, so dürfen wir wohl um so mehr jetzt, da sie in verbesserter Gestalt, bereichert um den Ertrag eigener und fremder Forschungen, vor ein großentheils neues Geschlecht von Lesern tritt, in diesen Blättern auf dieselbe hinweisen, und als Einladung zu weiterer Lektüre eine Uebersicht über ihren Inhalt geben. — Das Kaiserthum, welches das dritte Jahrhundert hindurch als Spielball des schwankenden Glücks und der unberechenbaren Laune, als Kaufpreis ausgiebiger Bestechungen und blutiger Revolutionen zwischen den Senatoren und Generalen, den Prätorianern und Provinzialheeren hin und her geworfen worden war, sucht sich jetzt unter dem ernsten, klugen Diocletian durch ein eigenthümliches Herrschafts- und Adoptionssystem und durch ein gesteigertes Ceremoniell neue Konsolidirung und einen geheimnißvollen Nimbus zu geben. Freilich für die Wunden des kranken Reichskörpers, wie sie in den westlichen und östlichen Grenzländern, vor Allem in Gallien und Aegypten, offen daliegen, wollen auch die stärksten Palliative kaum noch ausreichen. Zersetzt durch die Abstraktionen der Philosophie, durch den Spott der Aufklärung und die Verwirrung der Theokrasie, ringt das Heidenthum in mancherlei Mysteriendienst mit dunklen Symbolen und schweren Weihen sehnsüchtig nach Erlösung und Unsterblichkeit, in all' den düsteren, auch vom Neuplatonismus gepflegten Künsten des Aberglaubens nach

Licht und Halt aus dem Jenseits. Und wie dem festgeschlafenen, wenn auch vom Wahn der Zeit nicht ganz unberührten Christenthum gegenüber alle die verschiedenen Religionen unrettbar in Auflösung begriffen sind, so geht überhaupt durch die ganze antike Welt ein hippokratischer Zug, das schicksalsschwere Gefühl des Alterns ihrer tausendjährigen Kultur. Die Schönheit der menschlichen Gestalt entartet, die Tracht nimmt den Charakter eines „Rococo" an, die Kunst verliert bei allem äußeren Pomp und Formenreichthum den geistigen Gehalt und die glückliche Freiheit, die Literatur sinkt zu rhetorisirender Geschraubtheit und gespreiztem Virtuosenthum herab. Vergeblich rafft in der letzten Verfolgung, als deren Anlaß unsere Schrift ein Komplott der Christen nachzuweisen sucht, der mit der Staatsgewalt verbündete alte Glaube noch einmal seine Kraft zusammen: die Siege Konstantin's über seine Nebenbuhler tragen den Fall der hergebrachten, die Aufrichtung der neuen Staatsreligion in ihrem Schooße, so wenig auch der Kaiser selbst — nach unserem Verfasser eine kalte, irreligiöse, höchstens fatalistisch bestimmte Natur, ein kluger politischer Rechner, aber „mörderischer Egoist" — bei in seine letzten Jahre aus seiner zuwartenden, „mit Willen inkonsequenten" Doppelstellung herausgetreten ist. Wie dann das Verhältniß von Staat und Kirche sich gestaltet, Kaiserthum und Hierarchie sich zu verständigen wissen, das Mönchthum mit seiner Askese als Gegenpol zu der immer weltförmigeren Erscheinung des Christenthums sich ausbreitet; wie Hofstaat, Verwaltung und Kriegswesen geordnet wird; wie als Ausdruck des gewaltigen Umschwungs der Dinge die neue Hauptstadt am Bosporus ersteht, doch auch das zurückgesetzte Alt-Rom in seiner christlichen und heidnischen Gesellschaft seine Weltstellung behauptet; wie, fast in ähnlicher Weise, noch ein anderes Städtepaar sich gegenübersteht, Jerusalem im gefeierten Glanz seiner heiligen Stätten und Athen im erlöschenden Abendroth seines klassischen Ruhmes: das bitten wir in der feinen Ausführung Burckhardt's selbst nachzulesen. F. H.

Lord Lucifer. Lustspiel in fünf Aufzügen von Robert Hamerling. Hamburg. Verlag von J. F. Richter. 1880. 3 M.

Ein seltsames, merkwürdiges und, wie Alles, was von Hamerling kommt, geistreiches Stück, das aber keinen erfreulichen Eindruck hinterläßt. Wie das kommt, können wir in kurzen Worten nicht erschöpfend erklären und begründen, und müssen uns daher darauf beschränken Fabel und Tendenz desselben mit einigen Strichen zu skizziren. Ein reicher englischer Lord, des Lebens überdrüssig, entschlossen, der Langeweile des Daseins ein Ende zu machen, inmitten einer erbärmlichen Badegesellschaft, die schwelgt und klatscht, liebelt und intriguirt, in der nur eine Perle ist, die Malerin Angelika. Ihretwegen verschiebt der Lord zunächst die Ausführung seiner Todesgedanken. Aber seine cynische Blasirtheit und sein infernalischer Sarkasmus beleidigt die zartbesaitete Mädchenseele, und mit Abscheu, scheinbar mit Haß wendet sie sich von ihm. Um nun jene ärmliche Menschenwelt zu höhnen und sich einen Spaß mit ihr zu machen, staffirt der Lord einen italienischen Gauner als Marchese aus: aber seine hübsche Larve macht vor Allem auf Angelika Eindruck; trotz aller Warnungen des Lords verliebt sie sich in den Menschen, der es glücklicher Weise mehr auf ihre Brillanten als auf ihre Person abgesehen hat. So hält dieser weibliche Idealismus nicht Probe, Angelika ist noch nicht ganz geheilt, als sie schon weiß, daß sie sich getäuscht und lächerlich gemacht hat. Eine Lawine, der deus ex machina des Stücks, muß kommen und sie lebendig begraben, und nun erst, vom Lord aus dem verschütteten Hause herausgerettet, erwacht sie zum wahren Idealismus reiner Menschenliebe. So ist sie geheilt und bekehrt durch eine falsche Liebe; der Lord dagegen, geadelt durch die wahre Liebe zu ihr, erkennt seine Blasirtheit als unberechtigten Hochmuth und sieht ein, daß das Leben lebenswerth ist, sobald man anfängt, den Menschen nützlich zu werden. Die Lawine aber, welche die Beiden zusammenführt, hat, ohne viel Schaden, als neckischer Kobold in der Sommerfrische gewirkt und die meisten der anwesenden Kurgäste an ihrer schwachen Seite getroffen. Und zwar mehr lächerlich als verderblich getroffen. Dies ist in kurzen Worten die Fabel des Stückes, dessen Schluß, wie das Hamerling in der Vorrede selbst zugesteht, an großen Unwahrscheinlichkeiten leidet; doch, meint er, dürfe man „der Komödie gegenüber im Punkte der Wahrscheinlichkeit nicht allzu pedantisch sein; es sei das Recht des komischen Dichters, die phantastische Launenhaftigkeit des Zufalls bis zur äußersten Grenze auszubeuten". Die Tendenz des Stückes aber, wie schon gezeigt eine tief sittliche, soweit sie hochmüthiger Blasirtheit und idealistischer Gefühlsschwärmerei gilt, richtet sich zugleich als bittere Satire gegen alle Modethorheiten unserer „Gesellschaft", gegen alternde Koquetten und emanzipirte Weiber, gegen russischen Nihilismus und deutschen Pessimismus, gegen Protzen- und Gründerthum, gegen heuchlerische Frömmler und adelige Ordensjäger. Und so bitter ist diese Satire, daß das Lustige des Lustspiels fast zu sehr dahinter zurücktritt, obgleich dem Dichter der „Aspasia" das attische Salz und die Laune eines Aristophanes nicht fremd ist. Von ganz besonderem Interesse ist natürlich der Charakter des Lords. Aber dafür und für die vielen geistreichen Einzelheiten verweisen wir auf die eigene Lektüre: denn das Stück ist unaufführbar, nicht nur wegen des letzten Akts, wie der Dichter selbst zugesteht, sondern noch aus manchen andern Gründen. Th. Z.

Vlämisches Tagebuch über Vasco da Gama's zweite Reise 1502–1503. Herausgegeben, übersetzt und erläutert von H. C. G. Stier, Gymnasialdirektor in Zerbst. Braunschweig. Schwetschke und Sohn (M. Bruhn) 1880. 1 M. 20 Pf.

Daß Vasco da Gama die Umschiffung Afrika's vollendet und den Seeweg nach Ostindien entdeckt hat, lernt jedes Kind. Je unbestrittener aber die Bedeutung seines Unternehmens feststeht, desto interessanter ist es, in vorliegendem Schriftchen den Bericht eines Theilnehmers an seiner zweiten Reise nach Calicut kennen zu lernen. Verfasser ist ein einfacher Seemann, der allerdings von der Großartigkeit der Unternehmung und der Tragweite ihrer Resultate keinen rechten Begriff hatte, aber dafür, so gut er konnte, die Reiseroute nach seinen Beobachtungen am Sternenhimmel wie nach den Zeitberechnungen genau notirt und die Darstellung durch Aufzeichnung alles dessen, was ihm fremd und merkwürdig erschien, belebt hat. Von Land und Leuten, von Kämpfen gegen die Heiden, von Kolonisation und Handelsverbindungen wird mancherlei erzählt. Möglich auch, daß die anderweitigen Berichte durch Einzelheiten ergänzt werden. — Der Originaltext, jetzt wohl ein Unikum, macht den Eindruck eines Flugblattes aus dem 16. Jahrhundert. Dem alämischen Original ist die deutsche Uebersetzung beigefügt. Eine Reihe sorgfältiger Erläuterungen führt in das Verständniß des Schriftchens ein und weiß das Interesse für dasselbe zu erhöhen. O. K.

Italische Sonette. (Reiseerinnerungen) von Karl Reuleaux. Stuttgart. Kommissionsverlag der J. B. Metzler'schen Buchhandlung. 1880. 7 M.

Der Verfasser dieser Reisesonette steht mit der Sprache, in welcher er „dichtet und denkt", auf dem Kriegsfuß: er thut ihr Gewalt an und sie beweist ihm dagegen, daß er noch einen weiten Weg habe, bis ihm die dichterische Form so geläufig wird, daß der Inhalt seine einzige Sorge sein könne. Vielen angehenden Poeten gilt die dichterische Form des Sonetts wie eine Art — man verzeihe den trivialen aber richtigen Vergleich — „Mädchen für Alles": Jeder mögliche aber unmögliche Einfall wird in dieser Form zu einem Gedicht erzwungen. Herr Karl Reuleaux zählt auch zu diesen „Angehenden".

Friedrich Geßler.

Bibliographie.

Die Besprechung der für unseren Leserkreis besonders beachtenswerthen dieser der Redaktion zugegangenen Werke wird vorbehalten.

Bluntschli, Dr. J. C. Deutsche Staatslehre und die heutige Staatenwelt. 2. Auflage. Nördlingen. Beck. 1880. 7 M.

Diercks, G. Entwickelungsgeschichte des Geistes der Menschheit. 1 Bd. Berlin. Th Hofmann. 1880. 5 M.

Fiebler, Karl. Die Gesammt-Gastspiele in München. München. C. Merhoff. 1880. 1 M. 20 Pf.

Heckel, Karl, Friedericke von Sesenheim. Idyll. Drama in 3 Aufzügen. München. C. Merhoff. 1880. 1 M.

Kastrapp, Gustav. Kain mit Titelbild von C. Gehrts. Stuttgart. Ad. Bonz u. Cie. 1880. Gebdn. 9 M.

Kopp, C. A. Der Badische Bürgermeister von Fr. Rettig. 4 umgearbeitete Auflage. Heidelberg. A. Emmerling u. Sohn. 1880. 5 M.

HARVARD LAMPOON
CAMBRIDGE, MASS.

Entered as Second Class Mail Matter at the Boston Post Office

MR. P. H. TUFTS
[illegible] LEGE LIBRY.
CAMBRIDGE MASS.